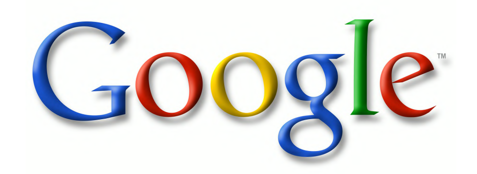
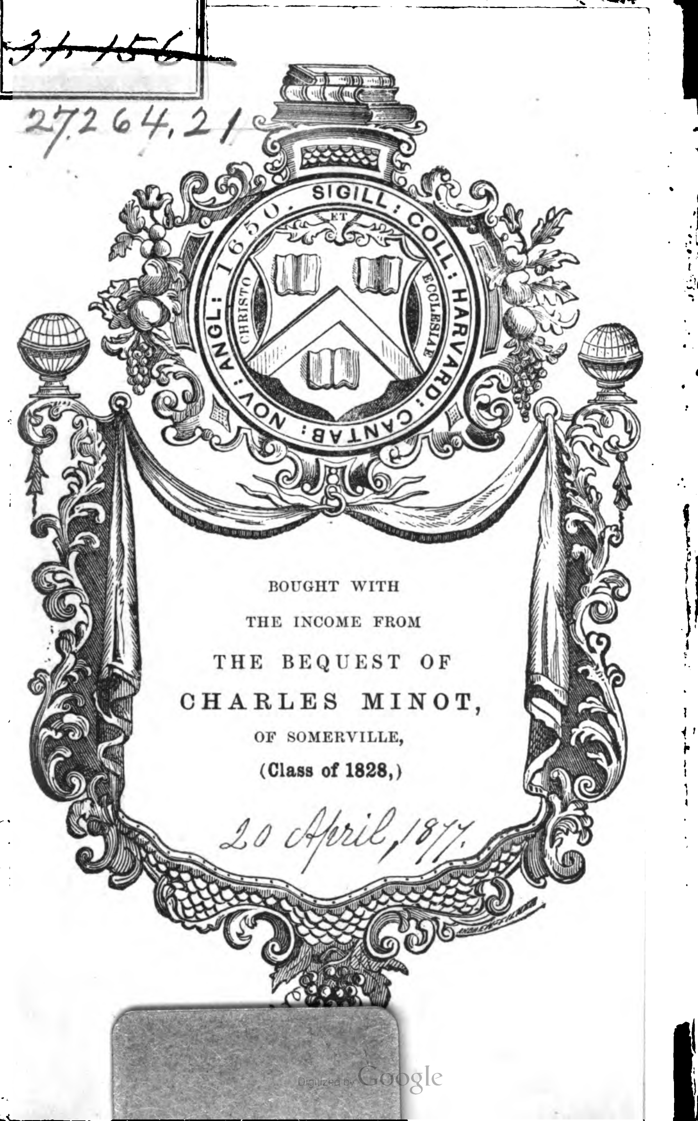





SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO
ET
ECCLESIAE



pp. v. - xvi. are missing

Alt-Englische Sagen und Mährchen,

nach

alten Volksbüchern.

Herausgegeben

von

William J. Thoms.

Deutsch und mit Zusätzen

von

Richard Otto Spazier.

Erstes Bändchen.

Braunschweig,
Verlag von Friedrich Vieweg.

1830.

Alt-Englische
Sagen und Mährchen,
nach
alten Volksbüchern.

Einleitung.

Die alten Romanzen, Erzählungen und Mährchen, welche die Unterhaltungs-Lektüre unsrer Vorfahren ausmachten und deren Ergötzen waren, haben einen so merklichen Einfluß auf die Charakterbildung unsrer National-Literatur ausgeübt, daß sie dadurch, unabhängig von ihrem innern Werthe an sich, sowohl für den literarischen Alterthumsforscher, als für Jeden, dem Wissenschaft und Kunst werth, vom höchsten Interesse werden. Wenige aber von diesen »Klassikern eines Zeitalters, das von keinen wußte,« waren bisher, und nur mit beträchtlichen Mühen und Kosten, zu erhalten, ja sehr Viele, wegen ihrer Seltenheit, ganz und gar unzugänglich. Diese Rücksichten werden hinlänglich das gegenwärtige Unternehmen rechtfertigen, das, wie wir hoffen, eine höchst interessante Sammlung sagen-

hafter Erzählungen bilden, und eine Lücke in der Geschichte englischer Literatur ausfüllen wird.

So kündigte im Mai vorigen Jahres der Engländer William Thoms unter dem Titel: A collection of ancient english fictions, eine Reihe von alten Sagen an, die, als »early prose Romances« in derselben Gestalt, wie Ellis und Ritson's Metrical Romances, den unveränderten Abdruck der alten, theils verloren geglaubten, theils in Manuscripten, theils in sehr wenigen Exemplaren in England vorhandnen, Volksbücher enthalten und, zur Erleichterung der Verbreitung, in monatlichen Heften ausgegeben werden sollten, denen der Herausgeber bibliographische und erklärende Notizen zuzufügen versprach.

Wie zu erwarten, wurde in England dieses wichtige und nationelle Unternehmen mit Dank und Beifall aufgenommen; man nannte den Herausgeber einen würdigen Schüler der Percy's und Ritson's des vergangnen Jahrhunderts, die der englischen Ballade das waren, was er den prosaischen Romanzen; man erkannte, daß Thoms der englischen Literatur einen bedeuten=

den Dienst leistete, und nannte mit vollkommnem Rechte die von ihm dem Volke neu geschenkten Dichtungen die »Waverley-Novellen« ihrer Zeit. Und den letztern Ausdruck wird man um so treffender finden müssen, als diese Dichtungen mit den Scott'schen nicht nur die Beliebtheit und die allgemeine Verbreitung gemein, sondern in jener früheren Zeit schon die nationelle Eigenthümlichkeit hatten, welche neuerdings durch Scott in England wieder geweckt ward, und von da in unser oft nachahmendes Vaterland herüberkam, daß nämlich in allen den, auf englischem Boden entsprossenen, wenigstens die Dichtung des Lebens der Einzelnen sich an die Geschichte des Volks und die öffentlichen Angelegenheiten des Landes knüpft, wodurch sie sich wesentlich von unsern Volkssagen und Mährchen unterscheiden. Wir verweisen deshalb schon in diesen drei Bändchen auf Robin Hood, den Flurschützen von Wakefield, und den Pater Bako.

Da die Sammlung hauptsächlich auch jene Volkssagen enthält, welche Shakspeare vielen seiner Dramen zu Grunde legte, so wird, bei

der Aufmerksamkeit, die wir in Deutschland, namentlich auf Anregung Tieck's, den Erscheinungen, die Shakspeare's Wirken vorangingen, dem, was ihm seine Zeit schon darbot, und aus dem seine Entwickelung sich bedingte, schenken, eine Verbreitung dieser Sammlung deshalb allein schon die bei uns jetzt so zahlreichen Freunde der englischen Literatur erfreuen.

Das Interesse aber, das die germanischen Völker an den englischen Volksmährchen zu nehmen haben, ist ein noch näheres, als das allgemeine an denen eines jeden Volkes. Wie die englische Sprache früher sich in Worten und Formen aus den Sprachen der Nachbarvölker bereicherte, so nahm sie auch die Produktionen derselben an Kindes Statt auf, und so ward England das Depositenhaus der vornehmsten Sagen europäischer Völker, die sie, wenn jene bei ihnen durch die vorwaltenden veränderten Richtungen in dem geistigen Streben verloren gingen, dort wieder herzuholen vermögen. So findet sich gleich in unserm ersten Bändchen jene, nach Hagen, selbst in Italien nur bruchstückweise durch Tradition noch lebende Sage vom italiäni=

schen Faust, wie Görres in seinen Volksbüchern mit Recht den Zauberer Virgil nennt, und die französische Sage von Robert, dem Teufel. — »Die Deutschen aber,« sagt Görres in einem Aufsatz über Hunibald's Chronik im deutschen Museum von Schlegel, »die Deutschen haben mit den Urkunden ihrer Vergangenheit gar übel ausgehalten. Mindestens tausend Jahre mythische und fünfhundert aus der Heldenzeit, ungerechnet die alte Nacht, die außer aller Erinnerung liegt, sind rein erloschen, — nur in den fernsten Norden haben einige Erinnerungen sich geflüchtet. Dem Neide des Auslandes ist der eigne Unverstand und die Achtlosigkeit aufs Beste entgegen gekommen, und was diese übrig gelassen, hat die neuere Kritik sorgfältig aufgeräumt u. s. w.« Den dritten Band unsrer alt-englischen Mährchen füllt bereits die alte vollständige deutsche Sage vom Faust, mit der wir dem ganzen Volke ein nicht kleines Geschenk zu machen glauben, da diese für unsere ganze Literatur und die Geschichte unsres frühern Lebens so wichtige Sage in dem Staube einzelner größeren Biblliotheken ruht, oder nur unvollkommen, und doch immer

seltner von Marionettenspielern dargestellt wird.

Wir bringen daher, mit vollem Vertrauen allgemeiner günstiger Theilnahme, zuerst drei, aus den bisher in England erschienenen Heften zusammengestellte Bändchen dem Publikum dar, denen drei, ebenfalls aus schon in unsern Händen befindlichen Heften gebildete bestimmt folgen werden. Ob die ganze Sammlung vollständig erscheinen, ob vielleicht die interessanten neapolitanischen Mährchen später in gleicher Form und Gestalt unsern Landsleuten vorzulegen sein werden, darüber wird die Theilnahme entscheiden müssen, welcher jene sechs Bändchen sich zu erfreuen haben dürften. In den nächstfolgenden Bänden dürfen wir aber die Shakspeareschen Sagen und — die Gesta Romanorum versprechen.

Daß das Kleid, in dem jene alten Dichtungen und Volksmeinungen erschienen, in Ausdrücken wie Periodenbildungen, häufigen Bindewörtern, Wiederholungen u. s. w., wesentlicher Bestandtheil derselben ist, ohne welche die schöne Einfalt und Naivetät, der übrigens auch nur manche Dinge zu sagen erlaubt ist, welche die

heutige Delicatesse ohne jene entschuldigenden Formen verböte, darüber kann wol kein Zweifel herrschen. Wir glaubten also so wörtlich als möglich das Original, unbekümmert um Rauhheit und Unbeholfenheit mitten in einer Zeit zierlicher Redeweise, wiedergeben zu müssen. Für die Leser, die sich daran stoßen sollten, bleiben in der reichen Sammlung Erzählungen genug, namentlich das ganze zweite Bändchen, die, in einer schon entwickelteren Zeit geschrieben, in gebildeteren Sprachformen und künstlicherer Anlage, Entwickelung und Durchführung, sich den jetzt gangbaren Erzählungsweisen, selbst mit Liedern, Gedichten u. s. w. verziert, auffallend nähern.

Die wenigen Notizen, die wir aus weniger verbreiteten deutschen Werken für deutsche Leser in unsrer, mehr für das allgemeine Publikum, als für den Gelehrten allein bestimmten, Sammlung aufnehmen zu müssen glaubten, haben wir von denen des englischen Herausgebers getrennt. Wir ersuchen daher die Leser, vorzüglich die Einleitungen von Thoms, in welchen so viele Zu-

sätze, Würdigungen und Erklärungen der einzelnen Sagen sich befinden, durchzulesen, besonders für das erste Bändchen, hinsichtlich Virgil's und Robin Hood's, denen dort viel zugefügt ist.

Unsere Bemerkungen hinsichtlich des Inhalts des ersten Bändchens sind noch folgende:

Robert der Teufel, den man mit vollkommenem Rechte den französischen Faust nennen kann, wie den Pater Bako den englischen, und Virgil den italiänischen, wie denn diese Sage fast durch alle germanische Völker geht, wird, so viel wir wissen, in Deutschland nur von Görres, bei Gelegenheit des Faust, in seinen Volksbüchern erwähnt. Er giebt dort einen, etwa eine Seite langen, kurzen Inhaltsauszug aus dem französischen, in der Einleitung zuerst aufgeführten Volksbuche an, fügt indeß hinzu, daß diese Sage anders als die Tradition laute. Nach dieser vermochte Robert der Teufel, Herzog der Normandie, im Jahr 768, in alle Thiergestalten sich zu verwandeln, that drei Jahr Buße; doch nahm ihn am Ende der Teufel, führte ihn in die Luft, und ließ ihn herabfallen, daß er zerschmetterte. — Es wird wol Niemanden entgehen, wie viel

Werth, bei dieser einfachen Grundlage, die Sage hat, die uns in dem wahrhaft rührenden religiösen Aberglauben (welches Wort Jean Paul in seiner Vorrede zu Dobenecks: »des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen, 1825,« in »Ueberglauben« gemildert wissen will) der romantischen Verwickelung und dem erfreulichen Ausgange, eine der poetischsten Produktionen der alten Zeit dünkt.

Ueber den Zauberer Virgil haben wir noch Folgendes nachzutragen.

Bekannt ist, wie bedeutend diese Sage für die Erklärung der Dantischen Divina commedia ist. Abeken führt daher in seinem so schätzbaren Werke: »Beiträge für das Studium der Göttlichen Comödie des Dante, Berlin 1826,« folgende Stelle aus Valentin Schmidts Beiträgen zur Geschichte der romantischen Poesie an:

»Die Verfasser der römischen Kaisergeschichte erzählen schon mehrere Fälle, wo die Gedichte des Virgil benutzt worden sind, um in zweifelhaften Lagen eine übernatürliche Entscheidung zu gewähren. Sie wurden nach Zufall aufgeschlagen, und welcher Vers dem Wahrsager zuerst

ins Auge fiel, dieser entschied über Mißlingen oder Gelingen eines Plans, nach der Auslegung des Wahrsagers. Dieses waren die Sortes Virgilianae. Je seltner nun das Lesen der Virgilschen Gedichte selbst wurde, je schwieriger das Verständniß derselben aus dem Zusammenhange seiner Zeit, ihrer Verhältnisse und Bestrebungen, je mehr die Lust am Seltsamen und Unbegreiflichen überhand nahm, um so mehr konnte unter dem italiänischen Volke die Meinung Wurzel fassen von einem gewaltigen, kunstreichen, hochbegabten Meister Virgil, dessen Weisheit und Liebe für das Vaterland niedergelegt sei in heilbringenden Schriften und andern Werken, deren Genuß dem Volk nur entzogen sei durch Neid und Bosheit der Uebelgesinnten u. s. w.« Letztere Aeußerung gewinnt durch die Sage, daß die neidischen Aerzte von Salerno die Aufschriften der heilbringenden Bäder verwischt (siehe Anhang), vollständige Bestätigung.

Abeken fügt noch zu den im Anhange angegebenen Stellen in seinen Werken hinzu, daß man in seiner IVten Ekloge eine Weissagung auf Christum fand; daß man ihn ferner gern zu ei-

nem Christen machen wollte, da zu Mantua alle Jahre in der St. Paul's-Messe seiner gedacht, und ein Vers zu seiner Ehre abgesungen wurde, der, dem Apostel Paulus in den Mund gelegt, den Wunsch aussprach, Virgil möge in sein Bereich gekommen und durch ihn bekehrt worden sein; dies sei noch im funfzehnten Jahrhundert geschehen.

Das hier mitgetheilte Volksbuch ist, wie uns aus dem in Görres Volksbüchern angegebenen theilweisen Inhaltsauszug klar ward, und womit der Druckort der englischen Romanze »Anworpe« übereinstimmt, dasselbe, von dem Görres eine holländische Uebersetzung bekannt war: Een schone historie van Virgilius, van zijn Leuen, Doot, ende van zijn wonderlycke werken, di hy deede by Nigromantien, ende by dat behulpe des Duyvels. T'Amsterdam, by H. S. Muller, 1552. »Man sieht,« sagt Görres, am Ende seines Aufsatzes, »wie Alles frischer, romantischer, südlicher, als in dem nordischen Faust ist, der mehr gegen das Komische oder das Schreckliche hinneigt. Es ist, wie mehrere Spuren andeuten, italiänischen Ursprungs, und ent

ins Auge fiel, dieser entschied über Mißlingen oder Gelingen eines Plans, nach der Auslegung des Wahrsagers. Dieses waren die Sortes Virgilianae. Je seltner nun das Lesen der Virgilschen Gedichte selbst wurde, je schwieriger das Verständniß derselben aus dem Zusammenhange seiner Zeit, ihrer Verhältnisse und Bestrebungen, je mehr die Lust am Seltsamen und Unbegreiflichen überhand nahm, um so mehr konnte unter dem italiänischen Volke die Meinung Wurzel fassen von einem gewaltigen, kunstreichen, hochbegabten Meister Virgil, dessen Weisheit und Liebe für das Vaterland niedergelegt sei in heilbringenden Schriften und andern Werken, deren Genuß dem Volk nur entzogen sei durch Neid und Bosheit der Uebelgesinnten u. s. w.« Letztere Aeußerung gewinnt durch die Sage, daß die neidischen Aerzte von Salerno die Aufschriften der heilbringenden Bäder verwischt (siehe Anhang), vollständige Bestätigung.

Abeken fügt noch zu den im Anhange angegebenen Stellen in seinen Werken hinzu, daß man in seiner IVten Ekloge eine Weissagung auf Christum fand; daß man ihn ferner gern zu ei-

nem Christen machen wollte, da zu Mantua alle Jahre in der St. Paul's=Messe seiner gedacht, und ein Vers zu seiner Ehre abgesungen wurde, der, dem Apostel Paulus in den Mund gelegt, den Wunsch aussprach, Virgil möge in sein Bereich gekommen und durch ihn bekehrt worden sein; dies sei noch im funfzehnten Jahrhundert geschehen.

Das hier mitgetheilte Volksbuch ist, wie uns aus dem in Görres Volksbüchern angegebenen theilweisen Inhaltsauszug klar ward, und womit der Druckort der englischen Romanze »Anworpe« übereinstimmt, dasselbe, von dem Görres eine holländische Uebersetzung bekannt war: Een schone historie van Virgilius, van zijn Leuen, Doot, ende van zijn wonderlycke werken, di hy deede by Nigromantien, ende by dat behulpe des Duyvels. T'Amsterdam, by H. S. Muller, 1552. »Man sieht,« sagt Görres, am Ende seines Aufsatzes, »wie Alles frischer, romantischer, südlicher, als in dem nordischen Faust ist, der mehr gegen das Komische oder das Schreckliche hinneigt. Es ist, wie mehrere Spuren andeuten, italiänischen Ursprungs, und ent

weder unmittelbar von einem Italiäner, oder auch wol von einem Spanier oder Griechen in Italien geschrieben. Mehreres aus dem Romane, wie z. B. die Salvatio Romae, die auch in den gestis romanorum und den sieben weisen Meistern vorkommt, deutet auf einen sehr frühen Ursprung des Werkes, der vielleicht hinter dem zwölften Jahrhundert liegt.«

Görres hat hier eine andre Meinung, als der englische Herausgeber, der die Compilation in Frankreich entstehen und dies Buch einen Auszug daraus sein läßt. Außer den von Letzterm angegebenen Gründen wird diese Ansicht noch von Hagen in seinen Briefen in die Heimath bestätigt, der ausdrücklich S. 184, Thl. 3. sagt: »daß Virgil in Neapel die Schwarzkunst gestiftet und gelehrt habe, besagt seine Lebensbeschreibung, welche, als altes französisches, englisches und holländisches noch gangbares Volksbuch, doch wohl von hier ausgegangen, wo dessen eigentlicher Schauplatz ist, und diese Sagen schon viel länger, und zum Theil noch, an Denkmalen und im Munde des Volks leben, obgleich es kein Buch davon hat.«

Ueber die im Anhang angeführten Männer, die von Virgilius schrieben, giebt Hagen dort noch folgende Auskunft:

»Aber schon ältere deutsche Reisende zeugen von den Sagen und Werken Virgils in Neapel: Gervasius von Tilbury, der schon vor 1191 in Neapel war, dann als Kanzler und Marschall Kaiser Otto's IV. diesen wol 1209 zur Krönung nach Italien begleitete; und der Bischof Konrad von Hildesheim, Kaiser Heinrichs VI. Kanzler, welcher 1191 aus Neapel an den Geschichtschreiber Arnold von Lübeck davon meldet. Mit, und vermuthlich aus ihnen stimmt im Ganzen, was Helinandus von Beauvais (p. 1223) und der Engländer Alexander Necquoun (p. 1227) erzählen, und auf Alexander und Gervasius bezieht sich zum Theil die alte Chronik von Parthenope in Neapelscher Mundart, bis 1382.«

Hagen fügt, nach ihnen, noch folgende Sagen hinzu:

»Virgilius machte die Kloaken und Wasserleitungen in Neapel; jene eherne Fliege sei von der Größe eines Frosches gewesen, welche zu Konrads Zeit in einem festen Thore mit Erz-

thüren, dann in einem Fenster des Kastells di Capuana hing, aber endlich nach dem Kastell Cicala gebracht wurde, womit ihre Kraft aufhörte. Er zauberte sein eignes Bild in eine gläserne Flasche mit sehr enger Mündung, welches die Stadt beschützen sollte (wie nachher die Flasche mit dem Blute des h. Januarius); doch wurde das Glas 1191 mit der Stadt erobert; zwar hatte es damals einen kleinen Riß. Er goß jenes eherne Riesenpferd, dem Kaiser Konrad Zaum und Gebiß anlegte, daß es die den Neapelschen Pferden zuvor häufige Senkung des Rückens und alle andern Krankheiten heilte, durch den Anblick, oder dadurch, daß man den Theil des Erzrosses berührte, an dem ein Pferd litt. Die Roßärzte, neidisch darauf, durchbohrten dem Bilde aber den Bauch, so daß es die Kraft verlor, und also 1322 zu der großen Domglocke verbraucht wurde. Nach Andern war der Unfug und Aberglaube so groß, daß der Erzbischof es bei einem Thurmbau, wie zufällig, beschädigen und dann umgießen ließ. Besonders in der ganzen Festwoche des h. Antonius war starkes Gedränge, weil dann die Pferde aller vornehmen

Herren um das Bild geritten wurden, welches nun, nach dessen Zerstörung, noch bei der Kirche S. Antonio geschieht. Das Pferd blieb aber lange, und ist zum Theil noch Wappen oder Wahrzeichen von Neapel. (Darauf hat auch wol jenes eherne Pferd im Volksbuche Bezug.) Weiter stiftete er die Kampfspiele, die in der breiten Straße Carbonara gehalten wurden. Er brach durch seine Geister in Einer Nacht den Weg durch den Berg Posilippo, mit der Eigenschaft, daß die Nachstellungen eines Feindes darin unschädlich sind. Unter den Kräutern in seinem Garten war auch das Luciuskraut, welches die Blindheit der Schafe heilt. Dieser Garten lag zwischen den Felsen des Jungfrauenberges (mons virginum), wo jetzt Poggio Reale und die Trümmer vom Palast der Königin Johanna stehen. Dieser Berg, der sich oberhalb Neapel vom Vesuv gegen den Posilippo hin zieht, soll sonst auch nach Virgil genannt sein, und heißt noch Monte Vergine. (Die Jungfräulichkeit Virgils steckt auch schon in seinem Namen virgo von virga, wie garçon vom Arabischen, Garson, Zweig, Jüngling, Mädchen,

— Sprößling des Menschenstamms und Baums der Erkenntniß.) — Auch zauberte Virgil noch nach dem Tode. Zur Zeit des Königs Roger von Sicilien (um 1150) bat sich ein englåndischer weiser Meister die Gebeine Virgils von ihm aus, und erhielt Erlaubniß, sie zu suchen. Er fand sie durch seine Kunst zu Neapel in einem Berge, an dem keine Spur einer Oeffnung war, und zu seinen Håupten sein Zauberbuch. Das Volk, eingedenk der Wohlthaten Virgils an die Stadt, fürchtete Unheil von der Entführung seiner Gebeine, sammelte sie feierlich in einem Sack, und bewahrte sie in dem Kastell am Meere (ohne Zweifel Castello dell'Uovo), wo man sie durch ein eisernes Gitter schauen konnte. Konrad erzählt davon, als Erfahrung, wenn diese Gebeine aus dem Inselschlosse an die Luft gebracht werden, so verfinstere sich plötzlich die Luft und erhebe sich Sturm und Ungewitter über Meer und Land. Laut Gervasius gestand jener Meister, er habe binnen vierzig Tagen durch Beschwörungen die Gebeine dazu bringen wollen, daß sie ihm die ganze Kunst Virgils offenbarten. So ging er nur mit dem Buche weg,

aus welchem Gervasius einige Auszüge, durch den Kardinal Johannes von Neapel, zur Zeit des Papstes Alexander gesehen und auch durch Erfahrung bewährt gefunden hat.«

So weit Hagen, aus jenen alten Schriftstellern. Noch einmal sagt er S. 112 desselben Theils, wenn er von den neapolitanischen Mährchen selbst spricht: Merkwürdig ist, daß in allen diesen Mährchen keine vom Vesuv und dem Zauberer Virgil vorkommen.

Vom Mönch Helynandus, den Hagen irrig »von Beauvais« nennt, ist uns folgende Stelle von einem geschätzten Freunde der Literatur, im Auszuge brieflich mitgetheilt worden:

Ferner erlaube ich mir zu bemerken, daß der bekannte G. Naudé mit Geßner behaupte, nicht der Cisterzienser Mönch Helynandus, sondern Gervasius habe diese, wie noch andere Sagen, zuerst aufbewahrt. Die Stelle in seiner »Apologie« heißt: **Or, bien que j'aye dit dans mon premier Chapitre, que nous estions redevables de toutes ces fables au Moine Helinandus, pareeque suivant l'opinion de Gesner, qu'il l'a fait fleurir en l'an 1069, je ne trouvois**

point d'Autheur plus ancien, qui en eust fait mention, si est ce néanmoins qu'ayant leu depuis dans celui, qui a recuelly la vie des vertueux Moines de l'ordre de Cisteaux, que Vincent de Beauvais dit en son Miroir historical, qu'il vivait environ l'an 1209, je suis contraint de confesser ingénuement, que je me suis mespris, et que le premier Autheur de toutes ces resueries n'a été autre, à mon advis, que ce Gervais, lequel Theodoric à Niem dit avoir été Chancelier de l'Empereur Othon III, auquel il présenta son livre intitulé Ocia Imperatoris, qui est à la vérité si rempli de choses absurdes, fabuleuses et du tout impossibles, comme il me souvient de l'avoir desia remarqué, que difficilement me pourrois je persuader, qu'il fut en son bon sens, quand il composoit.

Von dem Buche finden im Anhange die Leser eine Probe.

Zu bemerken ist schließlich noch, daß die kuriose Sage mit der römischen Dame noch auf eine andre Weise, als in dem Volksbuche, erzählt wird.

»Ebenmäßig wird auch dies von Virgilio Marone gesaget, heißt es in einem alten Buche, daß er auf eine Zeit von seiner Bulschaft seye geäffet worden, indeme sie ihm befohlen, daß er sich in einen Korb setzen solle, alsdann wolle sie ihn zu ihr hinaufziehen: als sie ihn aber etliche Faden hoch hinaufgezogen, hat sie ihn allda männiglich zu spott in dem Korb hangen lassen; da habe er durch seine Kunst zu wegen gebracht, nachdeme er wiederum herab kommen, daß als die Dame deß folgenden Tags auf den Markt zu der Zeit da am allermeisten das Volk zugegen gewesen, gehen wollen, ihr nicht anderst vorgekommen und sie bedünket, als hätte sich die Tyber ergossen, und müste sie also durch das herzugelauffene Gewässer waten, hebete und schürtzete sich auf für allem Volk bis an den Nabel: worüber dann ein sehr großes Gelächter entstanden, bis ihr endlich die Augen geöffnet worden, und erkannte, woher dieses alles gerühret.« —

Die übrigen Nachträge zu dieser Sage sehe man im Anhange.

Bei dem Anhange zu Robin Hood, welche Sage den Freunden von Scott's Ivanhoe be-

sonders interessant sein wird, aus dem Sloane-Manuscript, ist noch zu bemerken, daß im Originale selbst oft Lücken waren, die wir daher auch nur anzudeuten vermochten.

Dresden, im Juni 1828.

R. O. Spazier.

Das Leben Robert des Teufels.

Einleitung.

Die französische prosaische Romanze: La vie du terrible Robert le Diable lequel après fut nommé Lomme Dieu, ward in 4to zu Lyon 1496 von P. Mareschall herausgegeben. Ihr folgte eine Pariser Ausgabe von Nic. de la Barre 1497, ebenfalls in 4to, die mit der ersten beinahe gleichlautend ist, eben so wie mit einer andern Pariser von Jehan Heraof. Sie wurde in der Bibliothèque Bleue, die 1787 zu Lüttich in 12 herauskam, wieder abgedruckt, und vorher noch zu Troyes in 8. 1715 mit dem Titel: La terrible et merveilleuse vie de Robert le Diable lequel après fut homme de bien, von welcher ein Exemplar sich im British Museum befindet, und mit dem vorliegenden Werke übereinstimmt. Es giebt auch eine französische Legende in Manuscript: Comment il fut enjoient à Robert le

1 *

Diable, fils du Duc de Normandie, pour ses Mesfaites de faire le fol, sang parler et depuis N. S. eut merci de lui. — S. Beauchamps Rech. Théât. F. p. 109, die sich ohne Zweifel auf denselben Robert bezieht.

Von diesem wundersamen Erzeugniß scheinen zwei englische Bearbeitungen erschienen zu sein, die eine in Versen, welche Herr Herbert in 8. 1798 aus einem Manuscripte, das sich früher im Besitz des Herrn Ratcliffe befand, abdrucken ließ, und welche Wort für Wort von einer Ausgabe von Wynkyn de Worde oder Pynson, von der Herr Herbert ein Fragment von sechs Blättern gesehen hat, abgeschrieben zu sein scheint, und eine in Prosa, die von Wynkyn de Worde gedruckt wurde, die vorliegende, und die augenscheinliche Spuren an sich trägt, daß sie eine directe Bearbeitung nach dem Französischen, und nicht, wie es häufig der Fall war, eine Uebertragung der metrischen Romanze ist. Von der prosaischen Bearbeitung findet sich ein Exemplar in der Garrick collection of the British Museum, das Garrick von Herrn Astell auf

Yorall in Staffordshire erhielt, und, wie Ames auch das Exemplar von Wynkyn de Worde, das sich unter des Bischofs More Büchern in der öffentlichen Bibliothek zu Cambridge befindet, beschreibt, aus 29 Blättern besteht, doch darin sich von diesem unterscheidet, als in ihm ein Holzschnitt, die Sonne darstellend, über den Seiten, und Wynkyn de Worde unten, und in der Mitte sein gewöhnliches Zeichen sich findet, statt daß in dem Cambridge-Exemplar auf der letzten Seite das Bildniß der Jungfrau mit dem Jesuskinde im Arme steht.

Eine Nachahmung oder ein Abdruck dieser Bearbeitung wurde von James Roberts in 12., und in demselben Jahre von Nicholas Ling herausgegeben — s. Herbert vol. II. p. 1033 — vol. III. p. 1341; und in der Bibl. Rawlinsoniana, No. 331, 22d. Jan. 1727—8, findet sich: The famous historical life of Robert II Duke of Normandy, surnamed for his monstrous birth and behaviour, Robin the Divell. 4. London, 1599.

Die Romanze von Robert, König von Sici-

lien *), von der man viele Auszüge im zweiten Bande der neuen Ausgabe von Warton's Geschichte der englischen Poesie findet, und die alte englische Legende von Robert Cicyll, die 1529 in Chester dargestellt wurde, sind augenscheinlich mit dem Helden der vorliegenden Romanze fast identisch. — Robert von Sicilien und Robert der Teufel, sagt der scharfsichtige Herausgeber dieses Buchs, wiewol nicht ein und dieselben, sind doch offenbar Glieder derselben Familie, und ihre poetischen Lebensbeschreibungen entsprangen augenscheinlich aus der falschen, durch das ganze Mittelalter vorwaltenden Ansicht, die nach und nach ein gemeines Sprichwort wurde: »je größer der Sünder, desto größer der Heilige.« Mit dem Letztern ist ohne Zweifel Robert, der erste Herzog der Normandie, gemeint,

*) Das 59ste Capitel der Gesta Romanorum, welches die Geschichte des Kaisers Jovinian enthält, und das Gegenstand einer französischen Legende wurde, die zu Lyon von einem alten Exemplare im Jahre 1581 in 8. mit dem Titel: L'Orgueil et présomption de l'Empereur Jovinian herauskam, ist mit dieser Romanze sehr übereinstimmend.

der sehr früh ein Gegenstand scandalöser Legenden wurde, und leicht konnten diese auf dieselbe Herrscherreihe in Sicilien übertragen werden. Die romantische Legende von Gowther, die neuerlich in Utterson's ausgewählten Stücken der frühern Volkspoesie abgedruckt wurde, ist nur eine Bearbeitung von Robert dem Teufel mit veränderten Namen und Scenen, u. s. w.

Dem deutschen Leser, der sich für das Antiquarische interessirt, fügen wir noch eine Probe des Idioms zu, in dem diese Sage geschrieben ist:

S. 29. The pope this herynge was gretly abasshed, and blessyd hym, and sayd to Robert: "My dere sone, ye muste goo thre myle without the towne, and there ye shall fynde an heremyte whiche is my goostly fader, and to hym ye shall confesse you, and saye that I sende you to hym, and he shall asoyle you."

S. 31. The heremyte being thus a slepe, ther cam to hym an aungell, saynge to hym in this

wyse: "Holy fader, here and take hede of the message that God commaundeth the; yf that Robert wyll shryven of his synnes, he must kepe and coúnterfete the wayes of a fole, and be as he were dombe; and he may ete no maner of mete, but that he can take it from the dogges; and in this wyse, without spekynge, and counterfetynge the fole, and no thynge etynge but what he can take from the dogges, must he be tyll tyme that it please God to shewe hym that his synne be forgyuen." —

Robert der Teufel.

Hier beginnet das Leben des höchst gottlosen Robert des Teufels, der nachher der Diener Gottes genannt ward.

Vor alter Zeit gab es in der Normandie einen Herzog, mit Namen Duberte; der war außerordentlich reich an Gütern und von eben so tugendhaftem Leben, liebte und fürchtete Gott über Alles, und vollbrachte viele Wohlthaten und übertraf alle Andere in Wohlweisheit und Gerechtigkeit und in höchst ritterlichen Waffenthaten und ruhmvollen Handlungen. An einem Weihnachtsfeiertage hielt dieser Herzog einst offenen Hof, in einer Stadt an der Seine, mit Namen Naverne, und alle Grafen und Edelgeborne der Normandie kamen zu dieser Hofhaltung herbei. Und da der edle Herzog nicht verheirathet war, baten ihn seine edlen Lords einstimmig, er möchte doch heirathen und eine Frau nehmen, damit sich dadurch sein Geschlecht vermehrte, und daß sie alle einen rechten Erben bekämen, der seine Länder nach seinem Tode erbte. Diesen Bitten antwortete der gute Herzog und

sagte: »Meine Lords, das was ihr für das Beste haltet, was ich thun soll, das soll geschehen, unter der Bedingung, daß, wenn ihr wollt, daß ich heirathe, ihr mir eine Frau nach meinem Stande aussucht, denn sollte ich einen Erben bekommen, der aus edlerem Blute wäre, als ich selbst bin, so würde das nicht zu Recht bestehen, und sollte ich eine nehmen, die nicht aus so edlem Hause wäre als ich, so würde das mir und meinem Geschlechte große Schande machen. Deshalb dünket mich, es wäre besser, wenn ich bliebe, wie ich bin, als wenn ich etwas thäte, was für mich nicht ehrenvoll wäre und mich nachher gereuete.« — Als diese Worte gesprochen und von den dabei stehenden Lords wohl überlegt waren, da stand ein weiser Baron auf und sagte zu dem Herzoge: »Mein Gebieter, ihr sprecht sehr weise, und wie ein edler Fürst; aber wenn es Eurer Hoheit gefällt, mir Gehör zu geben und mit mir zu sprechen, so will ich euch eine Person sagen, von der zu hören euch selber Freude machen soll, und die ihr, wie ich gewiß weiß, bekommen werdet.« Da antwortete der Herzog und sagte: »Sage mir doch, wer die Person ist.« — »Gnädiger Herr,« sagte der Baron zum Herzoge, »der Herzog von Burgund hat eine Tochter, die alle andere an Schönheit, Leutseligkeit, gemüthlicher Weisheit und guten Sitten übertrift, und die ihr wohl bekommen könnt, wenn ihr wollt, denn ich weiß gewiß, sie

wird dazu nicht Nein sagen.« Darauf antwortete der gute Herzog und sagte, die Dame gefiele ihm recht gut, und der Baron hätte ihm guten und weisen Rath gegeben. Und kurze Zeit nachher wurde diese Dame von ihrem Vater verlangt, der sie auch willig gab. Und dann wurde ihre Brautfeier festlich begangen, und würde es zu lang sein, sie zu beschreiben.

Wie der Herzog von der Normandie seine Gemahlin, die Tochter des Herzogs von Burgund, mit königlicher Pracht nach Roan in der Normandie brachte, als er sie geheirathet.

Nachdem der vorbesagte Herzog die besagte Braut geheirathet hatte, brachte er sie mit großem Gefolge von Baronen, Rittern und Damen, mit großen Triumphen und Herrlichkeiten in die Normannischen Lande und in die Stadt Roan, in welcher sie ehrenvoll und mit großer Melodei empfangen wurden, und war große Freundschaft zwischen den Burgundern und Normannen, die ich aber übergehen will, um desto schneller zur Hauptsache zu kommen. Achtzehn Jahre lebten der vorbesagte Herzog und die Herzogin ohne Kinder zusammen. Ob es Gottes Wille war, daß es so sein sollte, oder ob es durch ihre Schuld geschah, das kann ich nicht beurtheilen; denn es wäre manchmal besser, wenn viele Leute keine Kinder hätten, und besser

wäre es auch für Vater und Mutter, keine Kinder zu bekommen, als der Keuschheit zu entbehren, denn da gehen dann Kinder und Vater und Mutter alle zum Teufel. Doch dieser Herzog und diese Herzogin waren fromme Leute, die Gott fürchteten und liebten, und viele Almosen reichten. Und jedesmal, wenn der Herzog mit seiner Frau zusammenkam, bat er stets Gott, ihm ein Kind zu schenken, zur Ehre und zum Dienste Gottes, sein Geschlecht zu vermehren und zu befestigen, dennoch aber konnten weder durch Gottes Hülfe, noch durch Almosengeben der gute Herzog nnd die Herzogin Kinder erlangen.

Wie einst der Herzog und die Herzogin allein gingen und sich sehr gegen einander beklagten, daß sie keine Kinder mit einander hätten.

Einst gingen dieser Herzog und die Herzogin spazieren, und der Herzog begann seiner Gemahlin seine Gedanken zu offenbaren und sprach: »Frau, wir sind doch nicht so glücklich, Kinder bekommen zu können, und die, welche die Heirath zwischen uns beiden veranstalteten, thaten gewiß große Sünde; denn ich glaube, daß wenn du einem andern Manne gegeben worden wärest, du Kinder gehabt haben würdest, und auch ich, wenn ich eine andere Frau gehabt hätte.« Seine Gemahlin verstand diese Reden und antwortete sanft und sagte: »Guter Herr, wir müssen Gott für das danken, was

er uns geschickt hat, und das ruhig hinnehmen, was es auch immer sei.«

Wie Robert der Teufel empfangen wurde und ihn seine Mutter dabei dem Teufel übergab.

Eines Tages ritt der Herzog in großer Kümmerniß und nachdenklich auf die Jagd, und beklagte sich im Herzen sehr, daß er doch keine Kinder bekäme, und sagte zu sich selbst: »Ich sehe doch so viele Frauen so viele feine Kinder haben und sich an ihnen erfreuen; deshalb erkenne ich wohl, daß ich von Gott gehaßt werde, und ist's ein Wunder, daß ich nicht in Verzweiflung falle; denn es betrübt mich zu sehr im Herzen, daß ich so gar keine Kinder bekommen kann.« Der Teufel, der stets bereit ist, die Menschheit zu überlisten, versuchte den guten Herzog und erregte seine Sinne, daß er nicht wußte, was er thun, noch was er sagen sollte. In dieser Bewegung gab er die Jagd auf und ging nach Hause in seinen Palast, wo er seine Frau eben so erregt und in Verwirrung fand. Als er nach Hause gekommen, umarmte er seine Frau und küßte sie, und sagte sein Gebet zu unserm Herrn auf diese Weise: »O, Herr Jesu, ich bitte dich, daß ich doch zu dieser Stunde Kinder bekommen möge, durch die Du geehrt und bedient seiest.« Aber die Frau war so heftig verwirrt, daß sie so thöricht sprach und sagte: »Ei, so mag es in des Teufels Namen ge-

schehen, da Gott nicht die Macht hat, daß ich Kinder bekomme, und soll ich in dieser Stunde ein Kind empfangen, will ich's mit Leib und Seele dem Teufel übergeben.« — Und da empfing in der selbigen Stunde, wo der Herzog und die Herzogin so verwirrt waren, die besagte Dame ein männliches Kind, das in seinem Leben viele Missethat verübte, wie ihr nachher sehen sollt, doch später bekehrt wurde und große Buße that, und als ein heiliger Mann starb, wie hier in Folgendem erzählt ist.

Wie Robert der Teufel geboren ward, und was für Pein seine Mutter bei seiner Geburt ausstand.

Die Herzogin, wie wir vorhin gehört haben, empfing das besagte Kind, das sie neun Monate, wie gewöhnlich Frauen mit Kindern gehen, trug. Und ihr mögt wohl aufmerken, daß diese Dame nicht ohne große Pein entbunden werden konnte; denn ihre Schmerzen dauerten einen Monat lang, und wären ihre guten Gebete nicht gewesen, Almosen, gute Werke und große Buße nicht für sie gethan worden, sie wäre an dem Kinde gestorben; denn alle Damen und Edelfrauen, die dabei waren, weinten mit ihr, daß sie sterben und an den Schmerzen verscheiden möchte. Dabei waren sie alle sehr erschrocken und in Furcht über den wundersamen Lärm und die Zeichen, die sie bei der Geburt des besagten Robert des Teufels sahen und hörten.

Denn als das Kind geboren wurde, wurde der Himmel so finster, als wenn es Nacht gewesen wäre, wie in den alten Chroniken steht. Es donnerte und blitzte so sehr, daß die Leute dachten, das Firmament wäre offen, und sollte die ganze Welt untergehen. Und so viele Winde bliesen aus allen vier Winkeln der Welt, und war solcher Sturm und Toben, daß alle Häuser so heftig erschütterten, daß große Stücke von ihnen zur Erde fielen, so daß alle, die in dem Hause waren, weinten und klagten, daß die Welt nun an ihrem Ende wäre, und daß sie mit dem Hause und mit Allem versinken sollten. Doch nach kurzer Zeit gefiel es Gott, daß diese Verwirrung aufhörte und das Wetter sich aufklärte. Und das Kind wurde zur Taufe in die Kirche gebracht und Robert genannt. Bei der Geburt war aber das Kind von so großer Gestalt, als wenn es schon ein Jahr alt gewesen wäre, und als es zur Kirche zur Taufe gebracht wurde, hörte es mit Schreien und Heulen nicht auf. Und nach kurzer Zeit bekam es große Zähne, mit denen es den Ammen so in die Brust biß, daß keine Frau es mehr zu säugen wagte. Deshalb war man gezwungen, es mit einem Horne zu säugen und aufzubringen. Und als es zwölf Monate alt war, konnte es sprechen und allein gehen, und zwar besser, als Kinder von drei Jahren. Und je älter das Kind Robert wurde, desto boshafter wurde es, und

kein Mensch konnte es leiden. Und wenn er Kinder fand, oder ihnen beikommen konnte, schlug und biß er sie, und warf sie mit Steinen, zerbrach ihnen Arme, Beine und Nacken, und kratzte ihnen die Augen aus, und bestand darin all sein Ergötzen und Vergnügen.

Wie alle Kinder einstimmig dies Kind Robert den Teufel nannten.

In wenigen Jahren wuchs dies Kind wunderbarlich, und wuchs alles an ihm, sowol Kühnheit als Gottlosigkeit; es konnte durchaus nicht gebessert werden, sondern schlug immer, und hatte nur Sinn für boshafte Streiche. Und oftmals versammelten sich alle Buben auf der Straße, mit ihm zu fechten, aber wenn sie ihn sahen, wagten sie nicht, ihm Stand zu halten, sondern einer schrie dem andern zu: »da kommt der böse, tolle Robert!« und andere riefen: »da kommt der wüthige Robert!« und viele andere schrien: »da kommt Robert der Teufel!« und mit diesem Geschrei liefen sie aus allen Straßen; denn sie wagten nicht, ihm Stand zu halten, und ihm in's Gesicht zu sehen. Und bald nannten alle Kinder, die ihn kannten, ihn Robert den Teufel, und diesen Namen behielt er sein Lebelang, und soll ihn auch behalten, so lange die Welt steht. Als das Kind ungefähr sieben Jahre alt war, und der Herzog, sein Vater,

sein schlechtes Gemüth erkannte und sah, rief er ihn herbei und sprach so zu ihm: »Mein Sohn, ich denke, es ist nöthig und Zeit, daß ich dir einen weisen Schulmeister gebe, damit du Tugenden und Wissenschaften lernest; denn du bist nun alt genug dazu.« Und als der Herzog so gesprochen, übergab er seinen Sohn einem guten, bescheidenen und weisen Schulmeister, der ihn lenken und alle guten Sitten und Eigenschaften lehren sollte.

Wie Robert seinen Schulmeister tödtete.

Es begab sich eines Tages, daß der Schulmeister Roberten bestrafen wollte, und verlangte, er sollte seine bösen Eigenschaften ablegen. Aber da nahm Robert einen Dolch oder Messer, und stieß es seinem Lehrer in den Leib, daß die Blutstropfen zu seinen Füßen herunterrannen und er dann todt zur Erde niederfiel. Und dann warf Robert zum Trotz über seines Lehrers Worte sein Buch an die Wand und sagte: »so habe ich dich gelehrt, daß weder ein Priester noch ein Mönch mich besser machen und mein Meister sein soll.« Und von da an konnte man keinen Lehrer finden, der verwegen genug gewesen wäre, den Unterricht und die Zucht dieses Roberts zu übernehmen; sondern sie waren froh, ihn sich selbst zu überlassen und daß er seinen eignen Weg ginge. Er ergab sich aber lauter Gottlosigkeiten und Missethaten, und keiner Art von

Tugend oder Sitte; von keinem Menschen in der Welt wollte er lernen, sondern verspottete Gott und seine heilige Kirche. Und wenn er in die Kirche kam, und die Priester und Geistlichen beim Hochamte fand, schlich er sich hinter sie, und warf ihnen zur Verhöhuung Gottes Asche oder Staub in den Mund; und wenn er irgend Jemanden in der Kirche eifrig beten sah, kam er auf ihn zu und gab ihm einen Stoß in den Nacken, daß sein Kopf den Boden küßte, so daß Jedermann ihn seiner boshaften Streiche wegen verfluchte. Und als der Herzog, sein Vater, die bösartige Sinnesart und das fluchwürdige Leben seines Sohnes sah, war er über sich selbst sehr bekümmert, und wünschte sich oftmals todt und aus der Welt. Gleicherweise war die Herzogin sehr beunruhigt und in Kümmerniß wegen des schändlichen Lebens ihres Sohnes, und sprach folgender Weise: »O mein Gebieter, unser Sohn ist nun alt genug, die Waffen zu tragen; deshalb denke ich, wäre das Beste, ihn zum Ritter zu schlagen; wenn er dann der Gesetze der Ritterschaft gedenkt, wird er vielleicht von seinen Schandthaten ablassen.« Damit war der Herzog zufrieden; Robert aber war damals kaum achtzehn Jahre alt.

Wie Robert der Teufel von seinem Vater zum Ritter geschlagen wurde.

An einem hohen Feste zur Pfingstzeit versammelte der Herzog alle Barone und Edle seines Landes und seine nächsten Verwandten und Freunde, und rief in ihrer Gegenwart seinen Sohn herbei, und sagte so zu ihm: »Höre, mein Sohn Robert, und gieb wohl Acht, was ich dir sagen will; auf Eingeben meiner Räthe und guten Freunde habe ich im Sinne, dich zum Ritter zu machen, damit du mit andern Rittern der Ritterlichkeit und anderen ritterlichen Tugenden dich befleißest, und von den Schändlichkeiten und deinem verabscheuungswürdigen Leben ablassest.« — Als Robert dies hörte, antwortete er seinem Vater: »Ich will nach eurem Geheiß thun; doch was den Ritterorden anlangt, so kümmert mich der nicht; denn kein Stand soll mich dahin bringen, meine Gesinnungen zu ändern und meine Lebensweise aufzugeben; denn ich habe nicht im Sinne, besser zu thun, als ich bisher gethan habe, noch mich um irgend einen Mann in der Welt Willen zu bessern.« — Es war aber Gebrauch dieses Landes, daß um die Pfingstzeit die Kirche gehütet und mit vielen Leuten angefüllt wurde. Dahin kam nun Robert wie ein Toller, und warf alle die, welche dieses Weges kamen, nieder, fürchtete weder Gott, noch den Teufel, und

am Morgen, als es Tag war, wurde er zum Ritter geschlagen. Dann ordnete der Herzog ein Turnier an, in welchem besagter Robert Meisterdinge that, und wunderswerthe Waffenthaten vollbrachte, Männer und Pferde niederwarf und tödtete, und Niemanden mied noch fürchtete. Einigen brach er die Arme, Andern die Beine, und trug sie davon und tödtete sie mit eigenen Händen. Keiner kam ungezeichnet von ihm davon, und er tödtete in diesem Turniere zehn Pferde. Als der Herzog hörte, wie sein Sohn alle, die ihm unter die Hände kamen, verstümmelte und tödtete, begab er sich selbst in die Schranken, und befahl bei großer Strafe einzuhalten, und nicht mehr zu rennen. Da schrie Robert vor Zorn, wie er gewohnt war, und wollte seines Vaters Geheiße nicht gehorchen, sondern fuhr immer fort in den Schranken darauf loszuschlagen, und tödtete einige von den Tapfersten, die hierher zum Turniere gekommen waren. Da schrie Jedermann Roberten zu: er solle einhalten; aber er kümmerte sich nicht darum, und wollte durchaus nicht aufhören. Und kein Mensch war so verwegen, ihm Einhalt zu thun, weil dieser Robert so stark war und solches Unheil anrichtete. Da machte das ganze Volk einen großen Aufstand, und Alle zusammen rannten in großer Hast zu dem Herzoge, und beschwerten sich einstimmig über ihn und sprachen: »Herr, es ist eine große Schande für euch,

daß ihr leidet, daß euer Sohn solche Thaten verübt; wir bitten euch um Gottes Willen, findet doch ein Mittel auf, ihn zum Einhalten und zum Aufgeben seiner schlechten Aufführung zu bewegen.«

Wie Robert der Teufel in der Normandie herumritt, raubend, stehlend, tödtend, Kirchen, Abteien und andere heilige Gotteshäuser verbrennend, Weiber schändend und Mädchen raubend.

Als nun Robert sah, daß in den Schranken kein Mensch mehr übrig war, und daß keine Missethat hier mehr zu begehen wäre, gab er seinem Pferde die Sporen, Abenteuer aufzusuchen, und begann an jedem Tage mehr Unheil anzurichten als am andern; denn er schändete und raubte Mädchen und Weiber ohne Zahl, tödtete und mordete so viel Volk, daß es ein Erbarmen war. Eben so beraubte er Kirchen, Abteien, Einsiedeleien und Meiereien; da war nicht eine Abtei im ganzen Lande, die er nicht plünderte und beraubte. Diese schändlichen Thaten Roberts kamen zu den Ohren des Herzogs, und die, welche so beraubt und gemißhandelt waren, kamen, sich über die großen, von Robert vollbrachten Verletzungen und Unterdrückungen, die er fortwährend im ganzen Lande verübte, zu beklagen. Einer sagte: »Euer Sohn hat mein Weib geschändet;« der Andere sagte: »Er hat meine Tochter geraubt;« wieder ein Anderer sagte: »Er hat mein Gut gestohlen und mein Haus geplündert;» und

ein Vierter sagte: »Er hat mich bis auf den Tod verwundet;« und was der Verletzungen mehr waren. So lagen sie vor dem guten Herzog mit schweren Klagen, daß es ein großes Erbarmen war, den Herzog zu sehen, als er das schwere Klaggeschrei über die großen Morde, die sein Sohn Robert im ganzen Normannischen Lande verübt hatte, anhörte. Da ward ihm in großer Kümmerniß sein Herz sehr schwer, er dachte, die salzigen Thränen sollten seine Augen ausweinen, so zärtlich schluchzte er und sagte: »O du weiser Gott, Schöpfer Himmels und der Erden; ich habe so manchmal zu dir gebetet, mir ein Kind zu schenken, und war es alle meine Freude, einen Sohn zu haben, daß ich groß Ergötzen und Trost an ihm hätte; und nun habe ich einen, der thut meinem Herzen so viel Gram an, daß ich nicht weiß, was ich beginnen, noch thun, noch dazu sagen soll; ach, guter Gott, ich schreie nur blos zu dir um Hülffe und um ein Heilmittel, mich nur ein wenig aus meiner Pein und meinen Schmerzen aufzurichten.«

Wie der Herzog bewaffnete Leute ausschickte, seinen Sohn Robert zu fangen, aber Robert sie alle ergriff und ihnen, zum Trotz gegen seinen Vater, die Augen ausstach und sie wieder zurückschickte.

Es war aber ein Ritter aus des Herzogs Hause, der bemerkte, daß sein guter Herzog so sehr sorgenvoll und nachdenklich war, und sich nicht zu helfen

wußte. Da sprach dieser Ritter und sagte zu ihm: »Mein Gebieter, ich wollte euch wohl rathen, nach eurem Sohn Robert auszuschicken, und ihn vor euch bringen zu lassen, und hier in Gegenwart eurer Edlen und nächsten Freunde ihm Vorwürfe zu machen, und dann ihm zu befehlen, daß er von seinem verfluchten Leben ablasse, und wenn er nicht will, an ihm, wie an einem fremden Manne, Gerechtigkeit zu thun.« Darein willigte der Herzog und dachte, der Ritter gäbe ihm einen guten Rath, und schickte sogleich Männer aus, die Roberten aufsuchen und auf irgend eine Weise ihn vor ihn bringen sollten. Als Robert von allen den Klagen hörte, die alles Volk bei seinem Vater über ihn vorgebracht, und wie sein Vater Leute ausgeschickt habe, ihn zu fahen, da stach er allen, deren er habhaft werden konnte, die Augen aus, und ergriff die Leute, die sein Vater nach ihm ausgeschickt hatte, und blendete sie, zum Hohn gegen seinen Vater, und sagte dann zum Spott zu ihnen: »Ihr Herren, jetzt könnt ihr desto besser schlafen; geht nun zu meinem Vater und erzählt ihm, daß ich mich wenig um ihn kümmere, und daß ich, ihm zum Trotz, euch die Augen ausgestochen habe.« — Die armen Diener, die der Herzog nach seinem Sohn Robert ausgeschickt hatte, kamen mit großer Pein nach Hause und sprachen in ihrem Schmerze so: »O, guter Herr, seht, wie euer Sohn Robert, nach dem

ihr uns ausgeschickt, uns gemißhandelt und geblendet hat.« — Da der gute Herzog seine Leute in solchem Zustande sah, da wurde er sehr zornig und voll Wuth, und begann in seinen Gedanken zu überlegen, durch welche Mittel er dahin gelangen könnte, seinen Sohn Robert zu ergreifen.

Wie der Herzog von der Normandie eine Bekanntmachung durch sein Land erließ, daß man Robert, seinen Sohn, mit seinen Gesellen ergreifen und überall in's Gefängniß bringen sollte.

Da sprach ein weiser Lord und sagte: »Mein Gebieter, denkt nicht mehr daran; denn ihr werdet nie den Tag erleben, wo euer Sohn Robert zu euch kommen wird, da er so große und schreckliche Missethaten an euren Unterthanen und an euren eigenen Boten, die ihr nach ihm ausgeschickt habt, verübt hat; aber es wäre nöthig, daß ihr ihn für seine großen Uebelthaten, die er täglich thut und gethan hat, züchtiget und bestraft, denn wir finden es geschrieben, daß euch das Gesetz dazu verbindet.« Der Herzog willigte ein, den Rath seiner Lords zu befolgen, und schickte in aller Hast Boten an alle Thore, gute Städte und Barone, und befahl in seinem ganzen Herzogthume von seiner Seite allen Amtleuten, Landrichtern und Beamten, ihre möglichste Sorgfalt anzuwenden, um Robert, seinen Sohn, gefangen zu nehmen, und ihn zu bewahren und sicher mit allen seinen Gesellen und Anhängern

im Kerker zu behalten. Als Robert von dieser Bekanntmachung hörte, war er und seine Bande sehr in Furcht vor des Herzogs Bosheit, und Robert kam aus wüthigem Zorne beinahe von Sinnen, und wetzte seine Zähne wie ein Bär, und schwur einen großen Eid und sagte: »er wolle nun offenen Krieg mit seinem Vater haben, und alle seine Länder erobern und plündern.«

Wie Robert sich in einer dicken finstern Wildniß ein festes Haus baute, wo er Unheil ohne Gleichen und über alles vernünftige und natürliche Maß hinaus beging.

Als nun Robert von den vorbesagten Dingen hörte und vernahm, ließ er in einem dichten wilden Forste ein festes Haus machen, und nahm dies zu seinem Wohnplatze. Dieser Platz war aber wild und rauh, und eignete sich mehr für wilde Thiere als für irgend ein Volk zur Wohnung. Und hier versammelte und hielt Robert alle seine Gesellen und alle schändlichste und falscheste Diebe, die er in seines Vaters Lande auffinden, oder von denen er erfahren konnte, wie Mörder, Diebe, Straßenräuber, Empörer, Kirchen- und Häuserräuber, Weiberschänder, und die boshaftesten, abscheulichsten Diebe, die es unter der Sonne gab. Robert hatte sie deshalb versammelt, daß sie ihm dienen sollten und er ihr Hauptmann wäre; und vollbrachte dann in der vorbesagten Wildniß mit seinen Gesellen so

viele schändliche Thaten, daß sie gar nicht zu erzählen sind. Er mordete Kaufleute und alle, die des Weges kamen; kein Mensch wagte sich umzusehen, noch auf die Straße hinauszugehen, aus Furcht vor Robert und seinen Gesellen, und Jedermann war vor ihnen in Schrecken; denn sie plünderten das ganze Land so, daß kein Mensch sich umsehen durfte, ohne von Robert und seinen Leuten getödtet zu werden. Auch arme Pilgrime, die auf Pilgerfahrten gingen, wurden von Robert und seinen Gesellen ermordet, so daß Jedermann vor ihnen floh, wie die Schafe fliehen vor dem Wolfe. Denn sie waren wie die reißenden Wölfe, die alle, denen sie beikommen konnten, zerrissen; und so lebte Robert mit seinen Gesellen ein gottloses Leben. Auch war er großem Fressen und Saufen sehr ergeben, und fastete nie, mochte es auch ein noch so großer Fasttag sein. Im Fasten oder an Bußtagen aß er Fleisch, und Freitags so wie Sonntags. Aber nachdem er alle diese Missethaten vollbracht, erduldete er große Pein, wie ihr nachher hören sollt.

Wie Robert der Teufel sieben Eremiten tödtete.

Es begab sich einst, daß Robert, der immer in Gedanken überlegte und nachdachte, wie und auf was für Weise er rechte Gottlosigkeiten und Todtschläge vollbringen könnte, einst, wie er früher gewohnt war, aus seinem Hause oder Diebesneste

ausritt, um nach Raub zu suchen, und mitten im Walde sieben heilige Eremiten sah. So schnell er konnte, ritt er auf sie zu und tödtete die sieben Eremiten, die zwar kühne und wackere Männer, aber so tugendhaft und heilig waren, daß sie das Märtyrerthum aus Liebe zu Gott erduldeten. Und als er diese sieben frommen Männer erschlagen hatte, sprach er spottend zu ihnen und sagte: »Hier habe ich ein ganzes Nest von heiligen Schurken getroffen, und habe ihnen Kronen verschafft; ich glaube gar, sie sind betrunken, denn gewöhnlich liegen sie auf ihren Knieen, und jetzt liegen sie auf dem Rücken.« — So that hier Robert eine verfluchte That und Blutvergießen, zum Trotz gegen Gott und seine heilige Kirche; und nachdem er diese abscheuliche That gethan, ritt er aus dem Walde, wie ein Teufel aus der Hölle, und war noch schlechter als toll, und waren seine Kleider ganz roth gefärbt vom Blute der Leute, die er gemordet und erschlagen, und in solchem Aufzuge ritt er über die Felder, und Kleider, Hände und Gesicht, Alles war roth vom Blute der heiligen Eremiten, die er so erbarmenswerth in der Wildniß ermordet hatte.

Wie Robert der Teufel zu seiner Mutter, der Herzogin von der Normandie, ritt, nach dem Schlosse Darques, wohin sie zu einem Feste gekommen war.

Robert ritt so weit und so lange, bis er zu dem Schlosse Darques kam; denn er war zuvor

einem Schäfer begegnet, der ihm erzählte, daß seine Mutter, die Herzogin, zu dem besagten Schlosse zum Mittagsmale kommen würde, und so ritt er dorthin. Aber als er hier anlangte und das Volk ihn kommen sah, da liefen sie vor ihm fort, wie der Hase vor den Hunden. Einige liefen und schlossen sich in ihre Häuser ein, Andere rannten aus Furcht in die Kirche. Als Robert sah, wie alles Volk im Schrecken vor ihm floh, da begann er in seinem Herzen zu erseufzen, und sagte zu sich selbst: »O allmächtiger Gott, wie mag das kommen, daß Jedermann so vor mir flieht! Jetzt seh' ich ein, wie ich der schändlichste und der verfluchteste Schurke auf der Welt bin, denn ich rieche mehr nach einem Juden oder einem Sarazenen, als nach einem Christenmann, und erkenne ich wohl, daß ich der Böseste aller Bösen bin. — Ach!« sagte Robert der Teufel, »gewiß will ich mein unfrommes und verfluchtes Leben hassen und verwünschen, da ich dieserhalb so von Gott und der Welt gehaßt zu sein verdiene.« — In dieser Stimmung und Kümmerniß kam Robert zum Schloßthore und sprang vom Pferde herunter; hier wagte kein Mensch, ihm zu begegnen, noch ihm nahe zu kommen, um sein Pferd zu halten. Und da er keinen Diener bei sich hatte, ihm zu dienen, ließ er sein Pferd hier am Thore stehen, und zog sein Schwert heraus, das über und über blutig war, und nahm auf der Stelle seinen Weg zur

Halle, wo die Herzogin, seine Mutter, war. Als die Herzogin ihren Sohn Robert so mit blutigem Schwerte in der Hand ankommen sah, war sie sehr in Furcht, und wollte vor ihm fliehen, denn sie kannte seinen Sinn wohl. Als Robert sah, daß alle Welt vor ihm floh, und daß seine eigene Mutter vor ihm fliehen wollte, da rief er erbarmenswerth von Weitem ihr zu und sagte: »Süße Frau Mutter, fürchte dich nicht vor mir, sondern stehe still, bis ich mit dir gesprochen habe, und fliehe nicht vor mir, um der Barmherzigkeit von Christi Leiden willen.« Dann ging Robert im Herzen voller Tiefsinn und Reue näher zu ihr hin und sagte: »Liebe Frau Mutter, ich bitte und bestürme dich, erzähle mir doch, wie und auf welche Weise es gekommen ist, daß ich so lasterhaft und gottlos bin; denn ich weiß gewiß, ich habe das entweder von dir oder von meinem Vater; deshalb bitte und beschwöre ich dich herzlich, sage mir doch die Wahrheit davon.

Wie die Herzogin ihren Sohn Robert flehentlich bittet, sie auf den Kopf zu schlagen, und dann ihm erzählt, wie sie ihn dem Teufel bei seiner Empfängniß ergab.

Die Herzogin wunderte sich höchlich, als sie ihren Sohn diese Worte sprechen hörte, und weinte bitterlich, und sagte mit sorgenvollem Herzen zu ihm: »Mein lieber Sohn, ich bitte dich flehentlich,

du mögest mir mein Haupt abschlagen.« Das sagte die Dame aber aus großem Mitleid, das sie zu ihm trug, daß sie ihn bei seiner Empfängniß dem Teufel übergeben hatte. Robert antwortete seiner Mutter mit bekümmertem und mitleidigen Herzen und sagte: »O liebe Mutter, wie könnte ich das doch thun, da ich so viele Missethaten schon begangen; das würde ja die schlechteste That sein, die ich jemals vollbracht habe; aber ich bitte dich, sage nur das, was ich von dir wissen will.« Da erzählte die Herzogin, als sie ihn so herzlich bitten hörte, ihm die Ursache, warum er so lasterhaft und so voll heilloser Missethaten wäre, und wie sie ihn bei seiner Empfängniß dem Teufel übergeben hätte, und machte sich selber Vorwürfe, und sagte zu Robert: »O Sohn, ich bin das unglücklichste von allen Weibern, die je lebten, und erkenne, daß es meine Schuld allein ist, daß du eine so verdammte und gottlose Range bist.«

Wie Robert der Teufel von seiner Mutter Abschied nahm.

Als Robert seiner Mutter Worte hörte, da fiel er, schweimelnd vor großer Betrübniß, auf den Boden nieder, und lag hier eine Weile still. Dann stand er wieder auf und kam wieder zu sich, und fing bitterlich an zu weinen und zu klagen, und sagte: »Die höllischen Feinde sind mit großer Sorg-

fast dahinter her, meinen Körper und meine Seele in ihre Hände zu bekommen; aber jetzt, von dieser Zeit an, entsage ich allen ihren Werken, und will nie mehr Böses, sondern lauter Gutes thun, mein Leben bessern, mich von meinen Sünden lossagen, und dafür Buße thun.« Dann nachher sprach Robert zu seiner Mutter, die sehr bekümmert und schweren Herzens war, und sagte: »O du sehr verehrte Frau Mutter, ich flehe und bitte dich herzlich, daß es dir gefalle, mich meinem Vater zu empfehlen; denn ich will den Weg nach Rom einschlagen, um Erlaß meiner Sünden, die so unzählig und zu abscheulich zu erzählen sind, zu erlangen. Deshalb will ich weder die eine noch die andere Nacht schlafen, bis ich nach Rom komme und Gott es will.

Wie Robert sich von seiner Mutter trennte und in die Wildniß ritt, und dort seine Gesellen fand.

In großer Hast stieg Robert auf sein Pferd und ritt zu dem Walde, wo er seine Gesellen verlassen hatte und fand sie dort. Die Herzogin aber klagte sehr um ihren Sohn, der von ihr geschieden war, und sagte oftmals zu sich selbst: »Ach, was soll ich anfangen, denn es ist blos meine Schuld, daß Robert, mein Sohn, solche Missethaten vollbracht hat;« und während die Herzogin so um ihren Sohn Robert klagte und weinte, kam der Herzog in ihr

Zimmer, und wie sie ihn sah, fing sie an, ihm von ihres Sohnes Robert bitterlichem Weinen zu erzählen, und sagte ihm Alles, was er gethan und gesagt hatte. Da fragte der gute Herzog, ob Robert im Sinne habe, seinem schändlichen Leben zu entsagen, und ob er seine großen Missethaten bereue? »Ja, mein Gebieter,« sagte sie, »er ist in großer Reue.« Da hub der Herzog an tief zu seufzen und sagte: »Ach, es ist Alles umsonst, was Robert zu thun im Sinne hat; denn es wird nie in meiner Macht stehen, alle die Verletzungen und Schäden wieder gut zu machen, die er in seinem Leben den Leuten zugefügt hat; aber ich bitte den allmächtigen Gott, ihm langes Leben zu geben und ihm Ruhe zu schenken, daß er seine Lebensweise bessere und Buße thue für seine Sünden.

Wie Robert seinen Gesellen verkündet, daß er zum Erlaß seiner Sünden nach Rom gehen wolle.

Nun war Robert wieder bei seinen Gesellen, die er beim Mittagstisch sitzend antraf, angekommen; und als sie ihn sahen, standen sie auf und erzeigten ihm Ehrerbietung. Da begann Robert ihnen wegen ihres lasterhaften Lebens Vorwürfe zu machen und sagte: »Meine wohlgeliebten Brüder, ich flehe euch bei der Verehrung Gottes, wollet mich hören, und auf das, was ich ich euch sage, Acht haben. Ihr wißt recht wohl, wie wir bisher ein sündliches und

höchst schändliches Leben geführt haben, wie wir Kirchen beraubten und plünderten, Weiber schändeten, Mädchen entführten, Kaufleute ausplünderten und tödteten, wie wir Nonnen beraubten und erschlugen, heilige Leute, Priester, Mönche und viele andere Menschen ohne Zahl mordeten und beraubten. Deshalb sind wir auf dem Wege ewiger Verdammniß, wenn nicht Gott mit uns Gnade hat. Deshalb flehe ich jeden von euch um Gottes Willen, daß ihr euren Sinn bekehret und euren abscheulichen Sünden entsagt, um Lossprechung durch die Beichte zu erlangen und für eure Sünden Buße zu thun.« Als Robert das gesagt hatte, stand einer von den Dieben auf und sagte spottend zu seinen Gesellen: »Jetzo, ihr Herren, gebt Acht; der Fuchs will ein Priester sein; denn er fängt an zu predigen. Robert treibt seinen Spott mit uns, denn er ist unser Hauptmann, und that allein mehr Unheil, als wir alle miteinander; wie könnt ihr denken, daß er lange heilig sein wird!« Doch Robert sagte: »Liebe Gesellen, ich bitte euch um Gottes Willen, entsagt eurem Leben, und denkt an eure Seele, und thut Buße für eure höchst stinkenden Sünden, und schreit zu eurem Gott um Gnade und Verzeihung empor, und er wird euch vergeben.« — Als Robert so geredet hatte, da sprach einer von den Dieben zu ihm und sagte: »Ich bitte euch, Herr, haltet Ruhe; denn wir kümmern uns nicht

um das, was ihr sagt, sondern ihr verschwendet eure Zeit umsonst; denn weder ich, noch meine Mitbrüder werden uns um keines Menschen in der Welt Willen bekehren.« — Und die ganze Gesellschaft lobte dessen Worte, und alle sagten mit einer Stimme: »Er sagt die Wahrheit, und, sollten wir sterben, wollen wir nicht unsere alten Gesinnungen und unser gottloses Leben aufgeben, denn haben wir bis jetzt viele umgebracht, wollen wir nun erst noch mehr thun.«

Wie Robert der Teufel alle seine Gesellen tödtete.

Als Robert die feste und schändliche Gesinnung, und die boshaften Vorsätze seiner Genossen vernahm, da ward er über sie sehr zornig und bedachte, wie sie, wenn sie hier blieben und verweilten, noch große Missethaten und Todtschläge begehen würden. Und da ging er an die Thüre und schloß sie fest zu, und ergriff einen großen Stock und schlug so auf den Kopf eines Diebes los, daß dieser todt zu Boden fiel; und so bediente er einen nach dem anderen, bis er sie alle todtgeschlagen hatte; dann sagte er zu ihnen: »Ihr Herren, ich habe euch nach eurem Verdienst belohnt; denn da ihr mir so gute Dienste geleistet habt, habe ich euch so gut dafür bezahlt; wer einem guten Herrn dient, der findet stets sicher guten Lohn.« — Als Robert das gethan, wollte er erst das Haus verbrennen, doch überlegte er, daß

doch großes Gut darin wäre. Deshalb ließ er es stehen, und schloß die Thür fest zu und verriegelte sie, und nahm die Schlüssel für seinen Vater mit sich.

Wie Robert der Teufel die Schlüssel seines Hauses oder Diebsnestes seinem Vater, dem Herzog von der Normandie, schickte, und dann nach Rom ging.

Als nun Robert alles, was erzählt ist, gethan hatte, hob er die Hände auf und kreuzigte sich, und ritt durch den Wald auf dem nächsten Wege nach Rom. Auf diesem Wege ritt er so lange fort, bis die Nacht hereinkam, da hatte er außerordentlich großen Hunger, denn er hatte den ganzen Tag nichts genossen; und zufällig kam er bei einer Abtei vorbeigeritten, die er oft geplündert hatte, und wo der Abt sein Verwandter war. Und Robert ritt in die Abtei hinein und sprach kein Wort. Als aber die Mönche Roberten kommen sahen, waren sie voller Furcht, rannten fort und sagten zu einander: »Da kommt der gottlose Robert, der Teufel hat ihn hierher gebracht.« — Als Robert das hörte und sie alle vor ihm fortrennen sah, da begann sich sein Kummer zu erneuern, und mit erseufzenden und gramvollen Herzen sagte er: »Wohl muß ich mein verdammtes Leben hassen, denn Jedermann flieht vor mir; gottlos habe ich meine Zeit hingebracht und in bösen und verfluchten Werken.« Und da ritt er gerades Weges an die Kirchthür und sprang vom Pferde herunter, und sprach

3*

demüthig und betete zu Gott auf diese Weise: »O Herr Jesu, ich höchst sündenvoller Schurke, ich Gefäß aller stinkenden Sünden, ach, ich bitte dich, du wollest Gnade mit mir haben, und mich behüten und bewahren vor allem Unheil und Gefahren!« Und dann ging er und sprach zu dem Abt und den Mönchen so lieblich und so erbarmenswerth und freundlich, daß sie zu ihm hinzugehen anhuben, und Robert redete mitleidig und weinend auf seinen Knieen zu ihnen: »O Herr, ich erkenne selbst, daß ich euch schwer gekränkt und eurer Abtei großen Schaden und Schimpf zugefügt habe. Deshalb flehe ich euch bei aller Ehre von Christi Leiden um Vergebung.« Und dann sagte er Folgendes zum Abte: »O Herr Abt, ich bitte euch herzlich, empfehlt mich meinem Herrn Vater, dem Herzog von der Normandie, uud überliefert ihm diesen Schlüssel von dem Diebshause, das ich mit meinen Gesellen bewohnt habe; ich habe sie alle erschlagen, daß sie keine Missethaten mehr verüben sollen; und liegen in dem Hause alle Güter und Schätze, die ich von euch und andern Leuten gestohlen habe. Darüber bin ich sehr betrübt, und bitte euch um Vergebung, und flehe von euch, daß dies Gut den Leuten, denen es früher gehört hat, wieder gegeben werde.« — Diese Nacht über blieb Robert noch in der Abtei, aber am andern Morgen früh ging er von da fort, und ließ sein Roß und sein Schwert, mit denen er

so große Missethaten verübt hatte, zurück, und ging so allein nach Rom zu. Und an demselben Tage ritt der Abt zum Herzoge von der Normandie, und gab ihm den Schlüssel, den Robert ihm überliefert hatte, und erzählte dem Herzoge, wie er nach Rom gegangen wäre. Da gab der Herzog allen Leuten das Gut wieder, das sie früher verloren hatten, so wie es in dem Hause wieder gefunden werden konnte. Wir wollen nun den Herzog und den Abt verlassen, und von Robert sprechen, der nach Rom mit großer Demuth allein ging.

Wie Robert zum Erlaß seiner Sünden nach Rom kam.

Robert wanderte so lange über Thal und Hügel, bis er zuletzt mit großer Beschwerde und Armuth an einem schönen Donnerstage in der Nacht in der Stadt Rom ankam, und am Freitag nachher hielt der Papst selbst, nach dem Gebrauche, in der heiligen Peterskirche das Hochamt. Und Robert drängte sehr, zum Papste hinzukommen; als aber die Diener des Papstes sahen, daß er so sehr zum Papst hinzugelangen drängte, schlugen sie ihn und forderten, er solle zurückgehen. Aber je mehr sie ihn schlugen, je mehr drängte er, und strebte nahe zu dem Papste hinzukommen. Und zuletzt gelangte er auch zu ihm, und fiel zu den Füßen des Papstes auf seine Knie nieder und schrie mit lauter Stimme zu ihm und sagte: »O heiliger Vater, habe Er-

barmen mit mir!« Und so lag Robert lange und schrie, während das Volk und der Papst böse waren, daß er solchen Lärm machte, und die Leute ihn von da wegtreiben wollten. Aber als der Papst dies große Verlangen Roberts sahe, hatte er Mitleid mit ihm und sagte zu dem Volke: »Laßt ihn gehen, denn wie ich aus allem erkennen kann, hat er große Demuth.« Daher befahl der Papst, sie sollten alle Ruhe halten, damit er Roberten besser hörte und verstünde. Dann sprach Robert zu dem Papste: »O heiliger Vater, ich bin der schwerste und größte Sünder unter Allen, die da leben.« Der Papst hob Roberten mit der Hand auf und sagte zu ihm: »Guter Freund, was ist euer Wunsch, und was treibt euch dazu, all den Lärmen zu machen?« Da sagte Robert: »O heiliger Vater, ich bitte dich, höre mein Bekenntniß, denn ich bin noch nicht von dir losgesprochen, und bin eine verdammte Welt ohne Ende, denn es ist ein Wunder, daß mich der Teufel noch nicht mit Körper und Seele davon führt, wenn er die faulen unzähligen Thaten sieht, mit denen ich mehr beladen und beschwert bin, als alle lebenden Menschen; und da du der bist, der Hülfe und Trost denen bringt, die dessen bedürfen, ach, so bitte ich dich um der Leiden unseres Herrn Jesu Christi Willen, höre mich und reinige mich von den abscheulichen Sünden, derenhalber ich ausgeschlossen und betrogen um alle Freuden des

Himmels, und schlechter bin als ein Jude!« Als der Papst das hörte, da fiel es ihm ein und er gedachte in seinem Geiste, ob das nicht Robert der Teufel wäre, und fragte ihn: »Sohn, bist du der Robert der Teufel, von dem ich so viel sprechen gehört habe, daß er der schlechteste von allen Menschen ist?« Da antwortete Robert und sagte: »Ja!« — Da sagte der Papst: »Ich will dir helfen, aber ich beschwöre dich im Namen Gottes, daß du Niemandem Leides zufügst.« — Denn der Papst und alle die, die um ihn standen, fürchteten sich sehr, da sie Roberten sahen. Robert aber fiel auf seine Kniee mit großer Demuth und Reue über seine Sünden und sagte: »Heiliger Vater, ja, so lange ich lebe, verspreche ich zu Gott und seiner gebenedeiten Mutter, ich will nimmer ein christliches Geschöpf verletzen.« — Da nahm der Papst augenblicklich Roberten bei Seite und hörte sein Bekenntniß, und Robert beichtete ihm demüthig und sagte, wie seine Mutter ihn dem Teufel bei seiner Empfängniß übergeben hatte, darüber der Papst heftig erschrak.

Wie der Papst Roberten drei Meilen außerhalb Rom zu einem heiligen Eremiten schickte.

Als der Papst dies hörte, war er sehr erschrocken, kreuzigte sich und sagte dann zu Robert: »Mein lieber Sohn, du mußt drei Meilen weit aus der Stadt weggehen, da sollst du einen Ere-

miten treffen, der mein geistlicher Vater ist, und diesem sollst du beichten und sagen, daß ich dich zu ihm schicke, und er wird dir helfen.« — Robert antwortete dem Papste: »Ich will ja gerne gehen;« und nahm von dem Papste Abschied und sagte: »Gott gebe mir Gnade, daß es meiner Seele zum Heile gedeihe.« Und diese Nacht blieb Robert in Rom, denn es war schon sehr spät; am andern Morgen früh ging er aber aus Rom nach dem Platze zu, wo er den Eremiten finden sollte. Und lange ging er über Thal und Hügel mit großer Begierde, von seinen Sünden losgesprochen zu werden, und kam zuletzt dahin, wo der Eremit wohnte. Darüber war er sehr froh, und ging zu dem Eremiten, und erzählte ihm, wie der Papst ihn hierher geschickt habe, damit er bei ihm beichte. Da hieß ihn der Eremit herzlich willkommen. Und nach einer Weile begann Robert zu beichten und seine Sünden zu bekennen, und gab zuerst dem Eremiten an, wie seine Mutter ihn bei seiner Empfängniß dem Teufel übergeben hätte, und wie er in der Jugend die Kinder, als er allein gehen konnte, schlug, und wie er seinen Schulmeister tödtete, und wie er so viele Ritter in dem Turnier todt machte, als sein Vater ihn zum Ritter geschlagen, und wie er durch seines Vaters Länder raubend und stehlend, Weiber schändend und Jungfrauen raubend, ritt; wie er seines Vaters Leuten, zum Trotz gegen sei-

nen Vater, die Augen ausstach, und wie er sieben Eremiten ermordete; und erzählte ihm kurz alle die Missethaten, die er jemals, seit der Stunde seiner Geburt bis zu jetziger Zeit, verübt hatte. Darüber erstaunte der Eremit sehr, freuete sich aber, daß Robert seine Sünden bereuete. Als dieser nun ihm so gebeichtet hatte, sprach der Eremit zu ihm: »Mein Sohn, diese Nacht sollst du hier bleiben, und morgen will ich dir über das, was du zu thun hast, guten Rath geben.« — Robert, der so gottlos und lasterhaft, so gefährlich grausam und so hochmüthig wie ein Löwe gewesen war, war nun so sanft und so leutselig, und lieblich an Worten und weise in Thaten, als je nur ein Fürst oder Herzog in der Welt. Denn wiewol er so hinfällig und ermattet vom Gehen war, aß und trank er doch nicht, sondern ging bei Seite und betete zum allmächtigen Gott, er möge ihm seine unauslöschliche Gnade schenken, daß er ihn bewahre vor des Feindes Versuchung und List. Der Eremit aber bereitete für die Nacht Roberten ein Lager in der kleinen Kapelle, die neben seiner Zelle stand, und betete selbst die ganze Nacht für Robert zu unserm Herrn, weil er sah, daß er seine Sünden so inniglich bereuete, und mit solchen Gebeten fiel er in Schlaf.

Wie Gott einen Engel zu dem Eremiten schickte, ihm die Buße zu offenbaren, die er Roberten für seine Sünden auflegen sollte.

Als der Eremit so eingeschlafen war, da kam ein Engel zu ihm und sprach zu ihm folgender Weise: »Heiliger Vater, höre und gieb Acht auf die Botschaft, die Gott dir sendet. Wenn dieser Robert von seinen Sünden losgesprochen sein will, muß er die Weise eines Narren nachahmen und beibehalten, und sich stellen, als sei er stumm, und darf nicht andere Speise essen, als die er den Hunden entreißen kann; und so, ohne zu sprechen und den Narren spielend, und nichts anderes essend, als was er den Hunden abnehmen kann, soll er so lange verharren, bis es Gott gefällt, ihm zu offenbaren, daß seine Sünden vergeben sind!« — Mit diesem Gesicht wachte der Eremit aus seinem Schlafe auf, und begann sich an das Gesagte zu erinnern, und dankte unserm Herrn für die Botschaft, die er ihm gesandt. Und als der Tag zu erscheinen begann, rief der Eremit Roberten herbei, und sagte die sehr tröstenden Worte zu ihm: »Mein Freund, komm her zu mir!« und sogleich kam Robert mit großer Demuth zu ihm und beichtete ihm. Und als Robert gebeichtet hatte, sprach der Eremit zu ihm: »Siehe, ich bedachte und überlegte die Buße, die du zum Erlaß deiner Sünden, durch die du dich so schwer gegen Gott vergangen hast, thun sollest; da

wisse, daß du den Narren nachahmen und spielen mußt, und keine Speise essen darfst, als die, die du den Hunden entreißen kannst, wenn Menschen ihnen etwas geben; und stumm mußt du bleiben und ohne Sprache, und bei den Hunden liegen; denn so hat mir Gott diese Nacht durch einen Engel geheißen, daß ich dir diese Buße geben soll; und während du Buße thust, sollst du Niemanden beleidigen, und muß diese Buße für deine Sünden auf die Art und Weise gethan werden, wie ich gesagt habe, und so lange, bis es deinem Gott gefällt, dir Worte zu senden, daß deine Sünden vergeben sind.« — Da war Robert vergnügt und froh, und dankte unserm Gott, daß seinen Sünden geholfen sei, und er dafür so leichte Buße zu thun hätte, wie ihn deuchte, daß sie wäre. Dann nahm er Abschied von dem Eremiten und ging, seine scharfe Buße zu thun, die ihm aber leicht dünkte, wenn er seiner großen und abscheulichen, stinkenden Sünden, die er all sein Lebelang begangen hatte, gedachte. Das war aber ein feines Wunder, daß er, der ein so lasterhafter und wüthender, und ein so unbeugsamer Sünder war, nun so voller Tugenden ist, und schöner Gesinnungen voll, und so zahm wie ein Lamm.

Wie Robert der Teufel vom Eremiten Abschied nahm und wieder nach Rom ging, um die Buße zu thun, die ihm der Eremit auferlegte.

Robert nahm vom Eremiten Abschied, und ging

nach Rom, dort Buße zu thun. Und als er in die Stadt kam, fing er an durch die Straßen zu rennen und zu springen, und zu thun, als wenn er ein Narr wäre. Und da die Kinder in den Straßen Roberten auf diese Weise laufen sahen, da rannten sie zischend und schreiend hinter ihm her, und warfen ihn mit Koth und Schmutz und mit allem Dreck, den sie auf den Straßen fanden. Und die Bürger in der Stadt lagen in ihren Fenstern und spotteten und lachten über ihn. Dann, als Robert eine Zeitlang so den Narren in Rom gespielt hatte, kam er einst an des Kaisers Hof, und da er sah, daß die Thür offen stand, ging er gradesweges in die Halle, und sprang hier von einer Seite zur andern auf und nieder, ging manchmal sachte, manchmal schnell, und hüpfte dann wieder und rannte, und stand dann wieder an einer andern Stelle still, stand aber nicht lange auf einem Flecke. Als der Kaiser Roberten so den Narren spielen sah, sagte er zu einem seiner Diener: »Sieh, dort ist ein hübscher junger Mann, mich deucht, er ist von Sinnen, und wäre das sehr Schade, denn er ist ein hübscher und wohlgebauter Mensch, geh und gieb ihm zu essen!« — Des Kaisers Diener that, wie ihm geheißen war, und rief Roberten zu sich, und wollte ihm etwas zu essen geben; aber dieser mochte weder essen noch trinken. Und während Robert so am Tische saß, sah der Kaiser einen

seiner Hunde sich mit einem andern Hunde beißen. Deshalb warf ihm der Kaiser einen Knochen hin, und der Hund haschte den Knochen und begann daran zu nagen; und als Robert das sah, sprang er vom Tische und nahm ihm denselben weg. Aber die Dogge rang mit Robert um den Knochen, und hielt ihn an dem einen Ende fest, und Robert am andern Ende. Doch als Robert sah, wie es nicht besser ginge, setzte er sich auf dem Boden nieder, und nagte an dem einen Ende des Knochens und die Dogge an dem andern. Der Kaiser und die das sahen lachten über Robert und die Dogge; aber Robert erlangte es endlich, daß er den Knochen allein bekam, und legte sich hin und zernagte ihn; denn er war sehr verhungert. Als der Kaiser Roberten so sehr hungrig sah, warf er einer andern Dogge einen ganzen Flügel hin, aber Robert nahm ihn weg und brach ihn in zwei Stücke, und gab der Dogge die Hälfte, da er es von des Hundes Antheil nahm. Bei diesem Anblick lachte der Kaiser sehr und sagte zu seinen Dienern: »Wir haben hier jetzt den höchst närrischsten Narren und den wahrhaftesten Hülfsbedürftigen, den ich jemals gesehen; denn er nimmt den Hunden die Speisen weg und ißt sie selbst; daraus kann man vollständig erkennen, daß er ein natürlicher Narr ist.« — Alle, die in der Halle waren, gaben dem Hunde so viel zu fressen, als sie nur wollten, daß Robert seinen

Magen damit anfüllen könnte. Und als dieser seinen Magen vollgefüllt hatte, stand er auf und wanderte mit seinem Stocke in der Hand in der Halle auf und nieder, und schlug auf die Stühle und Bänke, wie wenn er wirklich ein einfältiger Narr gewesen wäre. Und im Gehen sah er sich nach jeder Seite hin um, und erblickte zuletzt eine Thüre, durch welche man in einen schönen Garten ging, in dem ein schöner Springbrunnen oder Ziehbrunnen stand; und Robert ging dorthin zu trinken, da er sehr durstig war. Und als die Nacht kam, ging Robert den erwähnten Hunden überall nach, wohin sie nur liefen, und da diese gewöhnlich alle Nächte in dem Schweinstalle lagen, gingen sie dorthin und legten sich nieder, und Robert folgte ihnen in den Schweinstall und legte sich bei den Hunden nieder. Als der Kaiser dies sah, hatte er mit Robert Mitleiden und befahl, man solle ihm ein Bette bringen, damit er sich darauf schlafen legen könnte. Sogleich brachten zwei Diener Roberten ein Bette, um darauf zu schlafen. Aber Robert deutete ihnen mit Zeichen an, sie sollten es wieder wegtragen, denn er mochte lieber auf dem Boden oder der kalten Erde schlafen, als auf einem weichen Bette. Darüber erstaunte der Kaiser sehr und befahl, ihm bloßes Stroh zu bringen. Das thaten sie, und da legte sich Robert denn, müde und vom Gehen erschöpft, auf das Stroh zum Schlafen nieder. —

Nun erwägt das in eurem Geiste, ihr hochmüthigen Herzen und Sünder, denkt an Roberts große Buße und freiwillige Armuth, und wie er, ein so groß-geborner Edelmann, seinen Vater und seine Mutter und alle seine Freunde, und sein Vaterland und seine Staaten, und alle seine feinen Speisen und Getränke, und hohe Vergnügungen und würdigen Ergötzlichkeiten, mit Allem, was zu solchem Stande gehört, verließ, um seine Seele zu retten, und daß er sich von einem herzoglichen Bette zu einem Hundelager begab, und mit den Doggen aß und trank und schlief und aufstand, wenn sie aufstanden. Und in diesen Bußübungen lebte er sieben Jahre oder ungefähr da herum, und der Hund, mit dem er gewöhnlich schlief, merkte aus Allem, daß er es besser hätte, und um Roberts Willen mehr zu fressen bekam, als gewöhnlich vorher, und daß ihn um deswillen Niemand schlüge; deshalb begonn er Roberten so außerordentlich sehr zu lieben, daß man ihn eher hätte tödten, als von Roberten wegtreiben können.

Wie Robert einen Juden den Hintern seiner Dogge an des Kaisers Tische küssen ließ.

Es begab sich einst, daß der Kaiser in seinem Palaste in der Stadt Rom ein großes Fest hielt, zu welchem sich alle Vornehmen seines Landes versammelt hatten, und unter ihnen sich auch

ein Jude, der Pächter des größten Theils der Kaiserlichen Ländereien, befand. Und als Jedermann bei Tische saß, ging Robert in der Halle auf und nieder, hatte seinen Hund in den Armen und spielte, wie gewöhnlich, den Narren. Und so ging er an den Tisch hinter den besagten Juden, der an des Kaisers Tische saß, und stellte sich hinter seinen Rücken und klopfte ihn auf die Schultern. Der Jude wich ihm aus, und wandte sein Gesicht schnell hinter sich um, da hatte Robert seines Hundes Hintern bereit und setzte ihn an des Juden Gesicht. Als der Kaiser und seine Lords das sahen, lachten sie und hatten ihren Spaß daran, aber der Jude wurde böse, durfte aber damals nichts sagen. Dann setzte Robert seine Dogge nieder, und sogleich lief der Hund auf den Tisch, und wirthschaftete mit seinem Maule und seinen Füßen so viel hin und her, daß er alle Speisen unter den Tisch warf. Und auf diese Weise verbrachte Robert seine Zeit, ohne zu sprechen, wie ihm der Eremit geheißen hatte, und stets machte er eine Tollheit oder einen fröhlichen Streich, um den Kaiser zum Lachen oder zur Fröhlichkeit zu bringen.

Wie Robert eine Braut durch einen stinkenden Misthaufen führte, und eine lebendige Katze in einen ganz siedenden Topf mit kochendem Rindfleisch steckte.

Einstmals geschah es, daß eine Braut in die Kirche zur Trauung gehen sollte, und, wie es einer

Braut geziemt, sehr geputzt war. Als Robert diese Braut in so geschmücktem Anzuge sah, nahm er sie bei der Hand und führte sie durch einen außerordentlich stinkenden Misthaufen, und ließ sie hier stehen, und beschmutzte ihren schönen Anzug, und lief dann fröhlich mit Zischen und Lachen weg. Und von da rannte er in die Brautküche, wo ihr Mittagsmahl zubereitet wurde, und haschte eine lebendige Katze und warf sie in einen Topf mit kochendem Rindfleisch. Dies erzählte er augenblicklich dem Kaiser, und dieser lachte mit allen seinen Grafen herzlich darüber, und hatte großen Spaß daran; und alle konnten Roberten außerordentlich gut leiden, weil er so viel harmlosen Spaß machte.

Wie der Seneschall ein großes Heer Sarazenischer Kriegsleute versammelt hatte und Rom belagerte, weil der Kaiser ihm nicht seine Tochter zur Frau geben wollte.

In derselben Zeit, während Robert in Rom, wie vorerzählt, so seine Buße that, welche an des Kaisers Hofe ungefähr sieben Jahre dauerte, hatte dieser Kaiser eine schöne Tochter, die aber stumm geboren war und niemals sprach. Und des Kaisers Seneschall hatte verschiedene Male vom Kaiser diese Tochter zur Frau verlangt, doch hatte sie ihm dieser nie geben wollen. Deswegen wurde der Seneschall über den Kaiser schwer erzürnt und böse, und gedachte, wie er von ihm sein Reich mit Macht und

Gewalt erobern möchte. So kam der Seneschall einstmals mit einem großen Heere Sarazenen an, und belagerte die Stadt Rom. Darüber erstaunte und verwunderte sich der Kaiser sehr, und versammelte und berief alle seine Lords und Barone, und fragte sie mit folgenden Worten um Rath: »Meine Lords, gebt mir guten Rath, wie wir den Heidenhunden, welche unsere Stadt belagert haben, und derenthalben ich sehr besorgt bin, widerstehen mögen; denn sie halten mein Land unterdrückt und werden uns in Verwirrung bringen, wenn uns Gott aus seiner endlosen Gnade nicht Hülfe schickt; deshalb bitte ich Jeglichen von euch, mit aller Kraft und Macht mit ihnen fechten zu gehen, und sie fortzutreiben.« Da antworteten die Ritter und Herren alle einstimmig und sagten: »Gebietender Herr, euer Rath ist gut und weise, deshalb sind wir alle bereit, mit euch zu gehen und ihnen Schlacht zu liefern, und unser Recht, sowohl Land als Stadt, zu vertheidigen.« Der Kaiser dankte ihnen für diese Antwort, und war froh darüber, und ließ durch alle seine Länder und Städte bekannt machen, daß Jedermann, alt oder jung, der die Waffen zu tragen fähig wäre, sich bereit halten sollte, gegen ihre höchst grausamen Feinde, die Sarazenen, die ins Land gekommen wären, zu fechten. Und sobald als dies in den Gemeinden bekannt gemacht war, war Jedermann willig und bereit, mit dem Kaiser zu

gehen und zu streiten und ihr Recht zu vertheidigen; und so gingen sie in schöner Ordnung mit dem Kaiser fort, um auf ihre Todfeinde, die Heidenhunde, loszuschlagen. Und obschon der Kaiser mehr Volk hatte, als der Seneschall, hätte doch der Seneschall das Feld gewonnen, wenn nicht Gott in seiner Gnade Roberten herbeigeschickt, um den Römern beizustehen, und ihnen in ihrer großen Noth aufzuhelfen.

Wie Jesus, unser Heiland, sich über das Christenblut erbarmte, und Roberten durch einen Engel ein weißes Pferd und einen Harnisch schickte, und ihm befahl, den Römern beizustehen und gegen die Heidenhunde, die Sarazenen, zu helfen.

Der Kaiser und die Römer gingen, wie gesagt ist, in die Schlacht gegen die Sarazenen, und Robert blieb zu Hause. Dort ging er gewöhnlich in den Garten zu einem Springbrunnen oder Ziehbrunnen, um zu trinken. Und an demselben Tage, als der Kaiser mit seinem Heere gegen die Sarazenen eine Schlacht liefern sollte, geschah es, daß eine Stimme vom Himmel, von unserm Herrn abgeschickt, hierher kam, und diese Worte sprach: »Robert, Gott befiehlt dir durch mich, daß du dich sogleich mit diesem Harnische bewaffnest und dies Pferd besteigest, das Gott dir gesendet hat, und daß du in aller möglichen Hast reitest, und dem Kaiser mit seinem Volke helfest.« Als Robert dies Geheiß

Gottes vernahm, erschrak er im Geiste sehr, aber er durfte nicht gegen Gottes Befehl zu handeln wagen, sondern bewaffnete sich auf der Stelle, und sprang ohne Zögern auf das Pferd und ritt seines Weges. Des Kaisers Tochter, von der ich euch vorher erzählte, stand am Fenster und sah Roberten so bewaffnet auf dem Pferde, und, wenn sie hätte sprechen können, würde sie es wohl erzählt haben, aber sie konnte nicht reden, weil sie stumm war, aber sie bewahrte es und hielt es fest in ihrem Herzen. Robert ritt auf solchem Pferde und so bewaffnet zu des Kaisers Heer, und fand dies so sehr von seinen Feinden, den Türken, bedrängt, daß die Christen, hätte nicht Gott und Robert ihnen geholfen, getödtet worden wären. Aber als Robert zu dem Heere gekommen war, warf er sich auf das dichteste Gemenge der Türken, und focht und schlug auf jeder Seite auf diese verfluchten Hunde los. Da möchte man wol Arme, Beine, Köpfe auf den Boden fallen gesehen haben, und Pferde wie Männer, die nachher niemals wieder aufstanden. Eine Freude war es, was Robert für ein Todtschlagen unter den verdammten Doggen, den Sarazenen, anrichtete. So, um kurz zu erzählen, vollbrachte Robert so viel, daß die Sarazenen zur Flucht gezwungen wurden, und der Kaiser das Feld behauptete, und über sie den Sieg erhielt.

Wie Robert zum besagten Springbrunnen wieder zurückkehrte und sich hier entwaffnete, als er die Sarazenen besiegt und geworfen und sie in die Flucht geschlagen hatte.

Nun hatte der Kaiser das Feld gewonnen und die Ehre, gedankt sei Gott, und Robert kehrte wieder zu dem Springbrunnen zurück. Und hier entwaffnete er sich, und legte den Harnisch auf das Pferd, das sogleich verschwand, so daß Niemand wissen, noch erkennen konnte, wo es hinkam, und Robert blieb still bei dem Springbrunnen stehen. Als des Kaisers Tochter dies sah, verwunderte sie sich darüber sehr, und würde alles das erzählt haben, aber sie war stumm und konnte nicht reden. Robert aber hatte eine Schmarre im Gesicht, die er in der Schlacht bekommen hatte, sonst war er jedoch durchaus nicht beschädigt. Der Kaiser war fröhlich und dankte Gott wegen dieses Sieges über die falschen Hunde, die Sarazenen, und kam deshalb sehr vergnügt nach Hause in seinen Palast. Und als sich alle zu Tisch gesetzt hatten, stellte sich Robert dem Kaiser vor, wie er zu thun gewohnt war, und spielte den Narren. Der Kaiser freuete sich, als er Roberten sah; denn er mochte ihn wohl leiden; und als er seine Schmarre im Gesichte wahrnahm, dachte er, daß einer seiner Diener ihn während seiner Abwesenheit verwundet hätte, und ward darüber sehr zornig und sagte: »Hier an

diesem Hofe giebt's neidische Leute, die, während wir draußen in der Schlacht waren, dieses arme unschuldige Geschöpf im Gesichte verwundet und geschlagen haben, das ist große Sünde; denn, wenn er auch ein Narr ist, thut er doch Niemandem etwas zu Leide.« Dann befahl der Kaiser allen bei großer Strafe, daß Niemand ihm etwas zu Leide thun sollte; wer das thäte, sollte so gestraft werden, daß alle andere sich ferner in Acht nehmen würden. Darauf begann der Kaiser seine Ritter zu fragen, ob einer von ihnen sagen könnte, wer der Ritter mit dem weißen Rosse gewesen wäre, der so heimlich in das Feld kam, und ihnen so tapfer aufhalf. Als dies des Kaisers Tochter hörte, bezeichnete sie dem Kaiser, ihrem Vater, daß Robert das gewesen wäre. Aber der Kaiser verstand nicht, was seine Tochter mit ihren Zeichen meinte, denn sie konnte nicht sprechen. Deshalb rief er ihre Lehrer zu sich, und fragte, was seine Tochter mit den Gebärden meinte, und die Lehrer antworteten und sagten: »Eure Tochter meint mit ihren Zeichen, daß ihr diesen Tag die Schlacht und den Sieg durch den Beistand Roberts gewonnen habt, und daß er die Schmarre in seinem Gesichte in der Schlacht bekommen habe.« — Als der Kaiser die Meinung und Absicht seiner Tochter vernahm, ward er böse und sagte zu ihren Lehrern: »Ihr sollt meine Tochter in Weisheit belehren und

unterrichten, und nicht in Thorheit und Unverstand, darüber ich sehr unzufrieden wäre.« — Da die Tochter ihren Vater böse sah, machte sie keine Zeichen mehr, wiewol sie ganz gewiß wußte, daß es wahr wäre, was sie bezeichnet hatte und meinte, denn sie hatte ja den Engel ihm den Harnisch und das Pferd bringen sehen. Auf diese Weise blieb es eine Zeitlang, nachdem die Sarazenen, wie erzählt wurde, in die Flucht geschlagen waren. Doch kam der Seneschall bald noch einmal und mit viel mehrerem Volke, und belagerte Rom. Und wiederum würden die Römer das Feld verloren haben, wäre der Ritter auf dem weißen Rosse nicht gewesen, dem Gott Pferd und Harnisch, wie das vorigemal, zuschickte. Um kurz zu erzählen, dieser Ritter vollbrachte so viel, daß die Sarazenen wieder geschlagen wurden, und die Römer das Feld und den Sieg, wie zuvor, gewannen. Einige von dem Kaiser abgeschickte Leute paßten, als der Ritter kam, diesem auf, aber sobald die Schlacht gewonnen, war er verschwunden, und konnte Niemand, außer des Kaisers Tochter, die ihn wieder am Springbrunnen sich entwaffnen sah, sagen, wo er hingekommen.

Wie Robert die dritte Schlacht gewann und, wie zuvor, das Geheimniß bewahrte.

Kurze Zeit nachher kehrte der Seneschall mit

noch größerer Macht als zuvor zurück, und belagerte Rom; doch ritt der Kaiser zur Schlacht und befahl seinen Rittern und Baronen, gut Acht zu geben, von wo der Ritter mit dem weißen Rosse herkäme, und wer er wäre, und wohin er ginge; denn er war sehr begierig, zu wissen, wer es sei. Die Ritter versprachen, es zu thun. Als der Tag kam, wo er zur Schlacht fortreiten mußte, ritten einige seiner besten Ritter heimlich in den Wald, der ein wenig bei Seite stand, und warteten hier, welchen Weg der Ritter mit dem weißen Rosse zur Schlacht kommen würde. Doch sie machten sich vergebene Mühe, denn sie wußten nicht zu sagen, wann er kam; aber als sie ihn in der Schlacht erblickten, eilten sie, ihm beizustehen und zu helfen, auf ihn zu. Die Schlacht ward von beiden Seiten heftig gefochten, aber die Sarazenen verloren endlich ihren Muth; denn Robert hieb mit so großmächtigen Streichen auf sie los, daß kein Mensch unter seinen Händen Stand zu halten vermochte, und Robert so viele und tapfere Thaten vollbrachte, daß am Ende die Sarazenen ganz in Verwirrung geworfen wurden, worüber der Kaiser sich herzlich freuete, der Seneschall und die Sarazenen aber außerordentlich zornig und heftig über Alles entrüstet waren.

Wie einer von des Kaisers Rittern Roberten mit seinem Speere in den Schenkel verwundete.

Als nun die Schlacht vorbei war, ritt Jedermann nach Hause, und auch Robert wollte zu dem Springbrunnen zurückkehren, um sich dort, wie gewöhnlich, zu entwaffnen; aber die besagten Ritter waren wieder in den Wald zurückgekehrt, um auf den Ritter mit dem weißen Rosse zu warten. Und als sie ihn nach Hause reiten sahen, sprengten sie alle zusammen aus dem Walde und riefen mit lauter Stimme und sagten: »O edler Ritter, warte und sage uns, wer du bist, und von wo und aus welchem Lande du kommst, damit wir das dem Kaiser angeben können, der das zu wissen außerordentlich begierig ist.« Als Robert dieses hörte, schämte er sich sehr und spornte sein weißes Roß und flog über Berg und Thal, weil er nicht erkannt sein wollte. Doch ein verwegener Ritter folgte ihm auf gutem Pferde nach; dieser vermeinte sein weißes Roß mit seinem Speere zu tödten, fehlte aber und stieß Roberten mit seinem Speere in den Schenkel, und die Speerspitze brach ab, und blieb im Schenkel stecken. Dennoch konnte er keine Kenntniß von dem Ritter mit dem weißen Rosse erlangen; denn dieser wich jedem aus. Darüber waren sie denn alle außerordentlich betrübt. Robert eilte aber so sehr, daß er endlich an dem Springbrunnen ankam, sich entwaffnete, und den

Harnisch, wie zuvor, auf das Pferd legte, das auf der Stelle wieder fort und verschwunden war. Und die Speerspitze zog er aus seinem Schenkel und verbarg sie zwischen zwei großen Steinen beim Springbrunnen; dann legte er Gras und Moos auf seine Wunde, da er sie Niemanden sehen lassen durfte, indem er ja sonst erkannt worden wäre. Doch alles dies sah und bemerkte des Kaisers Tochter, und da sie fand, daß Robert ein hübscher und wohlbegünstigter junger Ritter war, fing sie an ihn mit Liebe zu betrachten. Als aber Robert seine Wunde verbunden hatte, ging er in die Halle, um sich etwas zu essen zu holen, hielt sich so wenig auf, als er konnte, und hielt sie geheim, daß es Niemand merken konnte, und erduldete tausendmal mehr Pein, als er sehen ließ. Kurz nachher kam der Ritter, der Roberten verwundet hatte, nach Hause, und hub an dem Kaiser zu erzählen, wie der Ritter mit dem weißen Rosse ihm ausgeritten, und wie er denselben wider Willen verwundet hätte, und sagte zum Kaiser: »Ich bitte euch, Herr Kaiser, höret, was ich euch sagen will, und auf welche Weise ihr den erfahren könnt, der euch geholfen hat; das Beste ist, ihr machet eine Bekanntmachung und laßt sie durch euer Reich öffentlich verkünden, daß, wenn es irgend einen Ritter mit einem weißen Roß und Harnisch gäbe, er zu euch gebracht werden solle, und daß er die Speerspitze, mit der er in

der Seite verwundet worden ist, mit sich bringe und die Wunde zeige, und daß ihr ihm dann eure Tochter zur Frau und das halbe Reich zur Mitgift geben wollet.« Als der Kaiser dies vernahm, war er über diesen Rath sehr froh, und ließ auf der Stelle in aller Eile dies bekannt machen und ausrufen und dachte, der Ritter hätte ihm guten Rath gegeben.

Wie der Seneschall eine Speerspitze sich in den Schenkel stach, um den Kaiser zu betrügen, und seine Tochter damit zu gewinnen glaubte.

Kurze Zeit nachher begab es sich, daß der Seneschall von des Kaisers Bekanntmachung Kenntniß und Verständniß erhielt, wie er des Kaisers Tochter, nach der er so oft ausgewesen war, gewinnen möchte. Er bemühete sich daher sehr, und suchte ein weißes Pferd und einen weißen Harnisch zu bekommen, und stach sich eine Speerspitze in seinen Schenkel, in der Meinung, den Kaiser dadurch zu täuschen, und dessen Tochter zum Weibe zu bekommen. Und als dies geschehen war, befahl er allen seinen Leuten, sich zu bewaffnen, ritt mit ihnen zum Kaiser, und reiste so schnell, bis er mit großer Königspracht und großem Gefolge in Rom ankam. Ohne Zögern begab er sich sogleich zum Kaiser und sprach folgendermaßen zu ihm: »Mein Gebieter, ich bin der, der euch so tapfer beigestanden hat; dreimal war ich Ursache, daß ihr über die verfluchten

Sarazenen Ehre und Sieg erlangt habt.« Der Kaiser dachte an keinen Betrug noch Verrath, und sagte: »Ihr seid ein tapferer und weiser Ritter, doch ich hatte bisher das Gegentheil geglaubt, und haben wir euch für einen schurkischen und meineidigen Ritter gehalten.« — Der Seneschall war sehr zornig und entrüstet darüber, und antwortete dem Kaiser kurz und ärgerlich: »Mein Herr Kaiser, wundert euch nicht darüber, denn ich bin nicht solcher Schurke, als für den ihr mich haltet.« Und mit diesen Worten zog er die Speerspitze hervor und zeigte sie dem Kaiser, und deckte seine Wunde, die er sich selbst in den Schenkel gemacht, auf. Der Ritter, der Roberten zuvor verwundete, stand dabei, und fing an, nachdenklich zu werden, denn er erkannte wohl, daß das nicht die Speerspitze wäre; doch wagte er nichts zu sagen, aus Furcht, daß ihn der Seneschall tödten würde. Wir wollen nun den Seneschall lassen und von Robert sprechen, der bei den Hunden und sehr verwundet ist, wie ihr zuvor gehört habt.

Wie Gott einen Engel zu dem Eremiten schickt, daß er nach Rom ginge, um Roberten aufzusuchen; denn er habe seine Buße gethan.

Der Eremit, von dem ihr zuvor gehört habt, daß er Roberten die Beichte abnahm und die Buße auflegte, lag in einer Nacht in seiner Zelle und

schlief, und im Schlaf kam eine Stimme zu ihm, und forderte ihn auf, sogleich aufzustehen und nach Rom zu gehen, an welchem Orte Robert seine Buße that. Und der Engel erzählte dem Eremiten Alles, was Robert vollbracht, und sagte, er habe seine Buße hinlänglich gethan, und Gott ihm seine Sünden vergeben. Darüber war der Eremit sehr fröhlich, und stand am andern Tage früh auf und ging nach Rom zu. Und eben so stand der Seneschall desselbigen Morgens bei Zeiten auf, und ging nach Rom zu dem Kaiser, ihn, der Bekanntmachung und Ausrufung gemäß, um seine Tochter zu bitten, und der Kaiser bewilligte ihm das ohne lange Ueberlegung. Aber als die Tochter vernahm, daß sie dem Seneschall gegeben werden sollte, raste und tobte sie, als ob sie rasend und toll geworden wäre, raufte sich die Haare aus dem Kopfe und zerriß alle ihre Kleider; aber das konnte ihr nichts helfen, denn sie wurde gezwungen und mußte sich wie eine Braut anziehen und wie eine Kaisers-Tochter, die eben verheirathet werden soll. Und der Kaiser führte sie selbst an der Hand zur Kirche, in königlicher Pracht, in Begleitung der Grafen, Damen und Edelfrauen. Aber die Tochter war so betrübt, wie Keiner so in der Welt, daß Niemand ihr Gemüth zu besänftigen vermochte.

Wie des Kaisers Tochter durch die Gnade Gottes das erste Wort, das sie in ihrem Leben redete, zu sprechen begann.

Als der Kaiser nun mit seinem Hofstaate in die Kirche gekommen war, und des Kaisers Tochter, die doch stumm war, dem Seneschall angetraut werden sollte, da that unser Herr ein feines Wunder, um der Liebe zu dem heiligen Mann Robert Willen, den jedoch Jedermann für einen Narren hielt und verspottete. Denn als der Priester das Amt zu halten anfangen und den Seneschall und das Jungfräulein zusammen verheirathen sollte, da begann die Tochter, durch Gottes Gnade, zum Kaiser folgendermaßen zu sprechen: »Vater, ich halte euch nicht für weise, sondern von allen Sinnen, daß ihr glaubt, was dieser hochmüthige, thörichte Verräther euch erzählt hat; denn Alles, was er gesagt hat, sind Lügen; sondern hier in der Stadt lebt ein heiliger und frommer Mann, um dessentwillen mir Gott die Sprache gegeben hat, weil ich ihn im Herzen liebe; denn ich habe stets seine Tapferkeit und Heiligkeit erkannt und bemerkt, aber Niemand wollte meinen Zeichen und Hinweisungen, die ich machte, glauben.« — Als der Kaiser das vernahm, kam er voller Freude fast von Sinnen, da er seine Tochter sprechen hörte, die niemals vorher sprach; daraus erkannte er wohl, daß ihn der Seneschall hintergangen und betrogen habe. Als der Seneschall

aber das sah, war er sehr ärgerlich und voller Scham, und sprang auf sein Pferd und ritt mit seiner ganzen Begleitung fort. Der Papst, der zugegen war, fragte das Mädchen, wer der Mann wäre, von dem sie gesprochen hätte. Da führte das Mägdlein den Papst und den Kaiser, ihren Vater, zu dem Springbrunnen, wo sich Robert gewöhnlich bewaffnete und entwaffnete, und zog hier die Speerspitze zwischen den beiden Steinen, unter denen sie Robert verborgen hatte, hervor, dann ließ sie den Speer herbeibringen, von dem die Spitze abgebrochen war, und da fügte sich Schaft und Spitze in einander, als wenn sie niemals entzwei gewesen wären. Dann sagte das Mägdlein zu dem Papste: »Wir haben durch seine edle Tapferkeit gegen die ungläubigen Sarazenen dreimal den Sieg gewonnen; denn ich habe dreimal sein Pferd und seinen Harnisch gesehen, mit denen er dreimal sich bewaffnete und die er eben so oft wieder abgelegt hat, aber wer ihm Harnisch und Pferd brachte, noch wohin er sich deren entledigte, kann ich nicht sagen, doch sah ich wohl, daß, wenn er dies gethan hatte, er sich zu den Hunden niederlegte.« Und zum Kaiser, ihrem Vater, sprach das Mägdlein auf diese Weise: »Er ist es, der eure Ehre und euer Land gerettet, und euch die Siege über die Heidenhunde, die Sarazenen, verschafft hat; deshalb müßt ihr ihn belohnen, und, wenn es euch gefällt, wollen wir Alle zu ihm

gehen und mit ihm sprechen.« Da begaben sie sich hin zu dem Narren, der Kaiser und die Tochter mit allen ihren Rittern und Fräulein, fanden Roberten unter den Hunden liegen, gingen ihm nach und erzeigten ihm große Ehrerbietung, aber Robert antwortete ihnen nicht.

Wie der Eremit Roberten fand, und ihm befahl, wieder zu sprechen, und ihm sagte, daß er genug gebüßt hätte und ihm seine Sünden vergeben wären.

Der Kaiser sprach zu Roberten und sagte: »Ich bitte dich, süßer Freund, komm zu mir, und zeige mir deinen Schenkel, ich muß ihn durchaus sehen.« Als Robert den Kaiser diese Worte sagen hörte, erkannte er hinlänglich, weshalb er zu ihm gekommen wäre, stellte sich aber, als wenn er ihn nicht verstanden hätte, und machte viele dumme Streiche, um den Papst und den Kaiser zu lachen und das vergessen zu machen, wovon sie sprachen. Aber der Papst sprach zu Robert und beschwor ihn im Namen Gottes, der für unsere Erlösung am Kreuze starb: »Wenn es Gottes Wille ist, daß du sprechen sollst, so sprich zu uns.« Aber Robert sprang wie ein Narr auf und gab dem Papste seinen Segen; darauf sah er sich um, und da erblickte er den Eremiten, der ihm die Buße aufgelegt; und sobald der Eremit Roberten, den er so lange gesucht, entdeckte, rief er ihm mit lauter Stimme zu, daß es Jedermann, der dabei wäre, hören möchte: »Mein Freund,

höre mir zu, ich weiß wohl, daß du Robert bist, den die Menschen den Teufel nennen, aber jetzt stehest du in Gnaden und in Verständniß mit dem allmächtigen Gott, und sollst du für diesen stinkenden und abscheulichen Namen einen feinen Namen bekommen, und Gottes Diener heißen; du bist's, der dies Land von den Sarazenen errettet hat, deshalb bitte ich dich, daß du Gott dienest und ehrest, wie du bisher gethan hast; denn es schickt mich dein Herr zu dir und befiehlt dir, zu reden, und nicht mehr den Narren zu spielen; das ist Gottes Willen und Geheiß, denn er hat dir alle deine Sünden vergeben, weil du genug gethan und hinlänglich gebüßt hast.« — Als Robert dies hörte, fiel er sogleich auf seine Kniee nieder und hob seine Hände zum Himmel auf und sagte: »Lob und Dank gebe ich dir, Gott, du Schöpfer Himmels und der Erden, daß es dir gefallen hat, mir meine abscheulichen und großen Sünden nach einer so kleinen und leichten Buße, wie ich gethan habe, zu vergeben.« Als daher der Papst, der Kaiser und die Tochter, und alle die dabei waren, Roberten so lieblich sprechen hörten, da waren alle Herzen großer Freude voll und voller großer Bewunderung. Und der Kaiser, der seine edle tapfere Tugendlichkeit und Frömmigkeit, die in ihm war, erkannte, wollte ihm seine Tochter zur Frau geben, aber der Eremit gab es nicht zu, deshalb begab sich Jedermann nach Hause.

Wie Robert nach Rom zurückkehrte, um, nach Geheiß und Willen Gottes, des Kaisers Tochter zu heirathen.

Nun erzählt die Geschichte, daß, nachdem Robert Erlaß seiner Sünden erlangt hatte, und sich in sein Vaterland zurückwandte, ihm Gott, als er schon aus der Stadt war, befohlen habe, nach Rom wieder umzukehren und des Kaisers Tochter, die ihn außerordentlich liebte, zu heirathen; und von ihr solle er einen Sohn erhalten, durch den die Christenheit ausgebreitet und befestigt und vertheidigt werden würde. Robert kehrte nach diesem Geheiß wieder nach Rom zurück und heirathete des Kaisers Tochter mit großem Triumphe und Freuden. Denn der Kaiser und alle Römer waren darüber sehr fröhlich, sein Brauttag wurde königlich begangen, und Jedermann, der Roberten sahe, liebte ihn vor allen Anderen. Und im Volke sagte Einer zu dem Andern: »daß sie Roberten sehr verpflichtet wären; denn er habe sie von ihren Todfeinden, den Sarazenen, befreit.« Das Fest war groß und bewundernswerth, und dauerte vierzehn Tage, und als das Fest und die Hochzeit vorüber war, reiste Robert mit seiner Gemahlin in die Normandie ab, um seinen Vater und seine Mutter zu besuchen, und verabschiedete sich daher vom Kaiser, der ihm sehr viele und königliche Gaben schenkte, wie Gold und Silber und köstliche Steine von verschiedenen

Farben; auch Ritter und Herren gab ihm der Kaiser mit, die mit ihm reiten und ihn in sein Vaterland geleiten sollten.

Wie Robert und seine Gemahlin zu Rowane in der Normandie mit großen Ehren und Herrlichkeiten ankam.

Robert und seine Gemahlin ritten so weit, bis sie in die Normandie, in die edle Stadt Rowane mit großem Entzücken und Freuden ankamen. Dort wurden sie mit großem Triumphe empfangen; denn die Gemeinen des Landes waren in großer Sorge und Betrübniß, da ihr Herzog, Roberts Vater, gestorben war; denn dieser war ein weiser und berühmter Fürst gewesen. Ein wenig zur Seite wohnte ein böser Ritter, der der Herzogin viel Leides zugefügt und viele Ritter nach ihres Gemahls Absterben unterdrückt hatte. Aber als Robert gekommen war, fürchtete ihn Jedermann und bezeigte ihm große Ehre und Ehrfurcht, denn Einige sagten, wir meinten, er wäre todt, und alle Grafen und Bürger von Rowane versammelten sich und empfingen ihn mit großer Ehre und Ehrerbietung, und erkannten ihn als ihren Herrn und Gebieter. Und nachdem sie ihn so ehrenvoll aufgenommen hatten, sagten sie ihm von dem vorbesagten Ritter, wie er seine Mutter, seit dem Absterben seines Vaters, oftmals unterdrückt und ihr Leids angethan hätte. Als dies Robert vernahm

und erfuhr, sandte er sogleich bewaffnete Männer, den besagten Ritter zu ergreifen, und diese führten das so aus, daß sie ihn fingen und zu Robert brachten, der ihn aufhängen ließ. Darüber war die Herzogin sehr froh, aber noch mehr froh war sie, daß ihr Sohn Robert angekommen war; denn sie hatte ihn für todt gehalten. Und als Robert und seine Mutter so zusammen waren, erzählte er ihr, wie der Kaiser ihm seine Tochter zur Frau gegeben, und wie er seine Buße gethän hatte. Da die Herzogin ihres Sohnes Worte vernahm, fing sie an heftig zu weinen, daß er um seiner Sünden willen so große Armuth und Buße getragen hatte.

Wie der Kaiser einen Boten zum Herzog Robert sendete, er solle kommen und ihm gegen den Seneschall beistehen.

In derselbigen Zeit, als Robert so mit seiner Mutter und seiner Gemahlin zu Rowane in großer Freude und Ergötzen war, kam ein Bote von dem Kaiser bei Robert an, der erzeigte ihm große Ehre und sprach so zu ihm: »Herr Herzog, der Kaiser hat mich zu euch hieher geschickt, und bittet euch, zu ihm zu kommen, um ihm gegen den falschen Verräther, den Seneschall, beizustehen, der mit den Sarazenen Rom belagert.« — Als Robert diese Worte hörte, war er im Herzen für den Kaiser sehr besorgt, und versammelte eiligst so viel bewaff-

nete Leute, als er in seinem Lande, der Normandie, zusammenbringen konnte, und ritt mit Allen nach Rom, dem Kaiser zu helfen und beizustehen. Aber noch ehe er hier ankommen konnte, hatte der falsche Verräther, der Seneschall, den Kaiser erschlagen, daß es ein Erbarmen war. Aber Robert ging sogleich nach Rom, und dann eiligst mit aller Gewalt und Macht gegen den Seneschall. Und als er den falschen Verräther zu Gesicht bekam, schrie er ihm zu und sagte: »Warte, du falscher Verräther, jetzt sollst du meinen Händen nicht entkommen, wenn du mir im Felde Stand hältst; denn du bist nun an deines Lebens Ende! Du stachst dir einst eine Speerspitze in den Schenkel, um die Römer zu betrügen, vertheidige jetzt dein Leben gegen mich, denn du sollst nimmer meinen Händen entkommen; und auch meinen Herrn, den Kaiser, hast du erschlagen.« Und so sprechend ritt Robert mit großer Begierde und mächtigem Muth auf den Seneschall los, und gab ihm solche Streiche auf den Helm, daß er ihm Helm und Kopf bis auf die Zähne spaltete, und der Verräther sogleich todt zu Boden fiel. Und Robert ließ ihn nach Rom bringen, damit er hier, um die Römer zu rächen, erschlagen liegen sollte, und geschah dies auch in Gegenwart des ganzen Volkes in Rom. Und auf diese Weise endete der verrätherische Seneschall sein Leben und starb eines schimpflichen Todes. Daraus

mögen sich Alle entnehmen, daß es große Thorheit ist, nach Dingen zu begehren und zu streben, die über ihren Stand hinausgehen. Denn, hätte der Seneschall des Kaisers Tochter nicht begehrt, die weit über seinen Stand hinaus war, wäre er nicht so schimpflichen Todes gestorben, sondern am Leben geblieben, und der Kaiser auch, und beide wären als gute Freunde gestorben.

Wie der Herzog Robert nach Rowane zurückkehrte, nachdem er den Seneschall getödtet hatte.

Der Herzog Robert beschützte die Stadt gegen ihre Feinde, und kehrte dann mit seiner ganzen Schaar nach Rowane zu seiner Gemahlin, die außerordentlich in Kümmerniß und Tiefsinn war, zurück. Denn als sie hörte, daß der verrätherische Seneschall ihren Vater erschlagen hatte, kam sie fast von Sinnen. Aber Roberts Mutter tröstete sie auf die beste Weise, wie sie mochte und konnte. Und, um kurz diese Erzählung zu Ende zu bringen und dies Buch zu beschließen, wollen wir den großen Schmerz und Kummer der jungen Herzogin zu beschreiben übergehen und von Herzog Robert sprechen, der in seiner Jugend immer allen Missethaten, Lastern und allen Gottlosigkeiten ohne Maß und Vernunft ergeben, der ein großer Verprasser und rachsüchtiger als ein Löwe war, nichts verschonte, noch irgend Einem Gnade und Erbarmen

angedeihen ließ, und, nachdem er zwölf Jahre in großer Buße wie ein wilder Mann ohne Sprache gelebt, und wie ein stummes wildes Thier mit Hunden gegessen und getrunken hatte, nachher von denen erhoben und verehrt wurde, die ihn für einen Narren und Einfältigen gehalten und mit ihm Spott getrieben hatten. Dieser Robert lebte lange in Tugend und Ehrbarkeit mit jener edlen Dame, seiner Gemahlin, und war geliebt und gefürchtet von seinen Unterthanen hohen und niedern Standes. Denn er that Recht und Gerechtigkeit, wie über den Reichen, so über den Armen, bewahrte in seinen Ländern Ruhe und Frieden, und bekam mit ihr ein Kind, das er Richard hieß. Dieser vollbrachte nachher viel edle Handlungen und Waffenthaten mit dem großen Könige von Frankreich, Karl dem Großen; denn er half ihm den Christenglauben leiten und befestigen, und führte stets große Kriege mit den Sarazenen. Und auch er erhielt sein Land in Ruhe und Frieden, und war verehrt von Arm und Reich, und liebten ihn seine Unterthanen eben so, wie Robert, sein Vater, geliebt war; denn beide waren fromm und tugendhaft; weshalb ich Gott bitte, wir mögen in diesem Leben so leben, um zum ewigen Leben zu gelangen. Dazu verhelfe uns der, welcher uns und alle Menschheit mit seinem theuren Blute und bittern Leiden erkaufte. Amen.

So endete Robert des Teufels Leben,
Der Diener von unserem Gotte noch ward,
Und dessen Sinn einst Bösem ergeben,
Gedruckt in London von Wynkyn de Worde.

Hier endet das Leben des höchst schändlichsten und gottlosesten und boshaftesten Robert des Teufels, der nachher Diener unseres Herrn Jesu Christi genannt wurde. Gedruckt in Flete-strete, im Zeichen der Sonne, von Wynkyn de Worde.

Virgilius.

Einleitung.

Das Leben des Virgilius ist vielleicht die sonderbarste Schöpfung eines Zeitalters, das den Heroen des Alterthums den Charakter irrender Ritter beilegte, mit gleicher Urtheilsstärke und Consequenz daher die alten Dichter und Philosophen in Nekromanten und Magiker umwandelte. Wohl kann man voraussetzen, daß die, welche Tapferkeit nur unter chevalereöker Form anerkannten, Genie und Gelehrsamkeit als gleichbedeutend mit magischen Kenntnissen ansahen. Wie die romantischen Erzählungen von den tapfern Thaten der Ritter Herkules und Jason, Alexander und Cäsar, mit ihren wundersamen Einzelnheiten die Welt ergötzten, eben so war auch der Dichter Virgil, wegen der großen nekromantischen Kräfte und der Wunderthaten, die man ihm zuschrieb, im Mittelalter ein Gegenstand

der Bewunderung und des Ruhms. »Man kann wol kaum zweifeln,« sagt Warton in seiner Geschichte der englische Poesie, Bd. 3. S. 62, »daß der Dichter des Augusteischen Zeitalters und der Nekromant in den finstern Zeiten eine und dieselbe Person sind.« Aehnliche Ehre ist dem Horaz in der Umgegend von Palestrina angethan worden, wo er vom Volke noch immer als ein mächtiger und gutthätiger Zauberer verehrt wird.«

Vermuthlich haben besonders zwei Umstände eingewirkt, dem mantuanischen Barden den Charakter eines Zauberers zu verschaffen. Die erste hat Ruäus in seinem Leben des Dichters mit vieler Wahrscheinlichkeit ausgeführt.

»Den Majus, jenen Großvater Virgils, nennen alle Exemplare seiner Lebensbeschreibung Magus, da doch seine Tochter, die Mutter des Virgil, nach Allen Maja heißt, so war der Maja Vater Majus, nicht Magus. Daher ist es, glaube ich, gekommen, daß der Mönch Helinandus den Virgilius in magischen Künsten für bewandert hielt, und nach ihm andere spätere Schriftsteller; weil er auch

in der siebenten Ekloge einige heilige Gebräuche beschrieben hatte, weil er in sehr vielen Künsten bewandert war, und vorzüglich, weil sein Großvater ein Magier gewesen sein soll« *).

Der zweite Grund ist die Kenntniß mathematischer Wissenschaften, die man ihm beständig zuschrieb, und die gelehrte Abhandlung über magische Gegenstände in seiner achten Ekloge, und Dunlop, in seiner Geschichte der Sagen, meint auch: »Dieser Glaube an die magischen Kräfte Virgils kann durch das sechste Buch der Aeneis bestärkt worden sein, wo die Geheimnisse der unbekannten Welt so mystisch behandelt sind:

---

*) »*Maium* illum, avum Virgilii, exemplaria vitae omnia *Magum* vocant, cum ejus filia, Virgilii mater, juxta omnes *Maia* dicta sit: omnino *Maiae* pater fuit Maius, non Magus: indeque ortum existimo, ut Virgilius magicis artibus imbutus fuisse creditus sit ab Elinando monacho, aliisque sequioris seculi scriptoribus: quod et Ecloga septima quadam sacra descripsisset et peritus esset multarum artium, et praecipue avum habuisse *Magum* diceretur.«

»Dii, quibus imperium est animarum, umbraeque
silentes;
Et Chaos, et Phlegethon, loca nocte silentia late,
Sit mihi fas audita loqui; sit numine vestro
Pandere res alta terra et caligine mersas.« *)

Doch welcher von diesen Ursachen der Dichter auch seinen Ruf als Nekromant verdanken möge, so erfreut er sich desselben besonders am Anfange des 13ten Jahrhunderts, zu welcher Zeit die, ihn betreffenden, Legenden von Gervasius von Tilbury, der bei seinem Besuche in Neapel Zeuge mancher Wunder, die damals dort gesehen sein sollten, war, und später vom Archidiakonus Pinatellus, seinem Gastfreunde, vom Uebrigen unterrichtet wurde, in seine Otia Imperialia, von welchem wunderbaren

---

*) Götter der Macht, die den Seelen gebeut, und verstummende Schatten,
Chaos und Phlegethon auch, weitschweigende Orte des Nachtgrauns!
Sei mir Gehörtes zu reden erlaubt, und mit euerer Vollmacht
Aufzudecken, was tief Erdreich und Finsterniß einhüllt.

Voß, Aeneïs.

Buche wir eine Probe mittheilen, aufgenommen wurden. In dieser wunderlichen Sammlung wird uns erzählt, daß Virgilius auf eines der Thore in Neapel eine metallene Fliege setzte, die hier acht Jahre blieb, und während dieser Zeit keiner andern Fliege in die Stadt hineinzukommen erlaubte; daß er an demselben Orte Fleischbänke errichten ließ, in denen das Fleisch niemals roch, noch im Geringsten verdarb; daß er auf einem andern Stadtthore zwei ungeheure steinerne Bilder aufstellte, von denen das eine hübsch und heiter, das andere finster und häßlich aussah, und die beide solche magische Kraft hatten, daß, wenn Jemand an die Seite des ersten kam, seine Angelegenheiten glücklich abliefen, während er unglücklich war, wenn er sich dem letzten näherte; daß er ferner eine eherne Statue auf einem hohen Berge nahe bei Neapel errichtete, die eine, wenn der Nordwind blies, so laut tönende Trompete im Munde hatte, daß das Feuer und der Rauch, welche aus dem, jetzt nahe bei der Stadt Puzzoli befindlichen Vulkan hervorströmen, dadurch nach dem Meere zu getrieben wurden, ohne den Einwoh-

nern den geringsten Schaden zuzufügen; daß er es ferner gewesen wäre, der die Bäder gemacht hätte, die alle Krankheiten heilten, und die so schöne Inschriften mit goldenen Buchstaben hatten, welche aber nachher von den Aerzten von Salerno abgenommen wurden, weil sie böse waren, daß die Menschen erfahren sollten, welche Zufälle jedes Bad heilte; daß derselbe Virgil eine Linie zog, vermöge welcher Niemand in der wundernswerthen Grotte, die durch den Berg Pausilippo nach Neapel führt, verletzt werden konnte; daß er endlich ein öffentliches Feuer machte, an dem sich Jedermann frei wärmen konnte; und neben dasselbe einen metallenen Bogenschützen mit gespanntem Bogen und der Inschrift gestellt hatte: wenn mich Jemand berührt, werde ich meinen Bogen abschießen; wie denn auch zuletzt geschah, daß, als ein Narr den Schützen berührte, er diesen mit dem Bogen erschoß und ins Feuer warf, so daß es augenblicklich erlosch.

Von Gervasius Zeitgenossen, dem Mönche Helinandus, wurden diese Mährchen in seiner Allge-

meinen Chronik abgeschrieben, und auch von Alexander Neckham, einem im 13ten Jahrhundert in Paris studierenden Benediktiner-Mönche, seinem Buche de natura rerum mit vielen wichtigen Zusätzen einverleibt.

Im Besondern wird uns erzählt, daß, als Neapel von einer großen Menge giftiger Würmer heimgesucht war, es sogleich davon befreit wurde, als Virgil einen goldenen Wurm in einen Brunnen geworfen hatte; daß er sein Wohnhaus und seinen Garten mit einem undurchdringlichen Luftstrom umgab, der statt eines Walles diente, und daß er eine eherne Brücke baute, die ihn überall hintrug, wohin er wollte; daß er eben so einen Glockenthurm mit so bewundernswerther Kunst baute, daß der Thurm sich, wiewol von Stein, eben so wie eine drin sich befindliche Glocke bewegte, und Thurm und Glocke sich stets vereint und zusammen regten und erschütterten; daß er ferner die Statuen, welche »Erhaltung Roms« hießen, verfertigte, die Tag und Nacht von den Priestern bewacht wurden, so daß, wenn irgend ein Volk gegen das römische Reich sich zu

erheben im Sinne führte, die dieses Volk darstellende und von diesem verehrte Götterstatüe sich bewegte, eine um den Nacken hangen habende Glocke ertönen ließ, und mit ihren Fingern die rebellische Nation so bezeichnete, daß der Name im Schreiben erkannt werden konnte; diesen mußte der Priester dem Kaiser anzeigen, damit er sogleich ein Heer aushöbe, um das Volk zu bändigen und zur Ruhe zu bringen.

Aehnliche, den Virgil betreffende, Sagen werden von Gower in seiner Confessio Amantis, von Symphorianus Champier und Albertus de Elib, von Tostatus, dem Bischof von Avila, der den Virgil unter den Nekromanten aufführt, und von Vincentius von Beauvais, der unter andern von ihm vollbrachten Wundern auch von seiner Verfertigung jener bronzenen Statuen, Salvatio Romae genannt, spricht, erwähnt. Der letzten Sage ist auch von dem alten anonymen Verfasser der Mirabilia Romae, die im 13ten Jahrhundert geschrieben und von Montfaucon gedruckt ist, gedacht worden. Eben so kommt sie in Lydgate's Bachas vor; er spricht vom Pantheon also:

Dies war ein Tempel, sehr früh erbaut;
Auf hohen Gestellen, mit Götzen erfüllt,
Von jedem Volk durch die Welt man schaut
Von seinem Gotte ein großes Bild;
Zu jedem Reich hin die Antlitze streben,
Wie Dichter, und Fulgens bei ihrem Leben
In alten Büchern Nachricht gegeben.

Das Bild nun hatt' eine Glock' in der Hand,
Wie es zu jedem Volke gehört,
Das hatte die Kraft, zu machen bekannt,
Daß man des Reiches Empörung hört. u. s. w.

Die Geschichte von dem Eie, von dem das Schicksal von Neapel abhängt, scheint ein durch das ganze Mittelalter fortwährend gehender Glaube gewesen zu sein; denn in den Statuten des Ordens du Saint-Esprit au droit desir, der im Jahr 1352 errichtet wurde, wurde festgesetzt, das ein Ordens-Kapitel jährlich im Schlosse des bezauberten Eies, neben der Grotte des Virgil, gehalten werden sollte. (Montfaucon Vol. 2. p. 329.)

Aber da der Schriftsteller, sagt Naudäus, welche der Magie Virgils gedacht, so viele sind, daß sie nicht einer nach dem andern ohne großen Zeitverlust und viele Wiederholungen untersucht und

6*

geprüft werden können, müssen wir es wie Civilisten machen, welche die Autoritäten per saturam anführen, und, so alles in einem Artikel verdauend, sagen, daß De Loyer de Spectris L. I. c. 6. seines Echo's erwähnt; Paracelsus, tractatus de imag. c. II., seiner magischen Bilder und Figuren; Helmoldus, Hist. Slavor. lib. IV. c. 19., seiner Darstellung der Stadt Neapel in einer Glasflasche; Sibyllus Peregr. quaest. de cad. III. quaestio 2., und der Verfasser des Weltspiegels, beide des Kopfes, den er machte, um die Zukunft zu erfahren; Petrarch, im Itinerario, und Theodric a Niem, Lib. III. de schismat. c. 19., des in Neapel auf Verlangen des Augustus gemachten Gewölbes; Vigenerus von Cypern, c. 19. p. 330., seiner Alphabete; Trithemius, Antipal. L. 4. c. 3., seines Tabellen- und Berechnungsbuches, wie er den Genius aller Leute ausfindig machen könnte, und zuletzt die, welche das Kabinet des Herzogs von Florenz gesehen haben, eines außerordentlich großen Brillenglases, von dem sie versichern, es sei das, in welchem der Dichter Katoptromantik geübt habe.

Solche legendenartige Mährchen, wie diese, erregten nicht allein die Theilnahme des Volkes für eine Romanze, welche ihn mit seinen vorzüglichsten Handlungen zum Gegenstand hätte, sondern boten auch zu deren Abfassung gute Materialien dar. Von der alten französischen Romanze: Les faits merveilleux de Virgile, fils d'ung Chevalier des Ardennes, giebt es zwei Ausgaben, eine in 4., in Paris von Jean Trepperel, die andere in 8., ebenfalls in Paris von Wilh. Myuerd gedruckt, beide ohne Jahrzahl. Da auf dem Titel Virgil fils d'ung Chevalier des Ardennes genannt wird, scheint es, als ob dies Buch aus den früheren übertragen wurde, doch weicht es sehr von dem Originale ab. Der englische Virgil scheint ein Auszug aus der alten französischen Romanze zu sein, da er verschiedene Wunder ausläßt, die wahrscheinlich in dem französischen Werke sich gefunden haben. Von der englischen Bearbeitung sind zwei Ausgaben bekannt, eine in der Garrick collection of the British Museum, welche zu unvollständig ist, als daß man bestimmen könnte, von wem sie gedruckt ist, nur läßt

die Evidenz der Typen und Holzschnitte eine Copelandsche Ausgabe vermuthen; die andere zu Amsterdam (Antwerpen) von John Doesborcke gedruckt, von welcher das einzige gedruckte Exemplar im Besitze des Herrn Douce ist, von welchem Herrn Utterson einen Abdruck von 50 Exemplaren auf Papier und eines auf Pergament zur Privatvertheilung zu veranstalten erlaubt wurde, und haben die Herren Douce und Utterson die gegenwärtige Bekanntmachung dieses seltenen Buches von diesem Abdruck zu besorgen freundlich gestattet.

Von der Romanze selbst ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie von den morgenländischen Mährchen entsprungen ist. Der Umstand von der Höhle, aus der Virgil den in sie verschlossenen Feind befreite, muß von dem Mährchen vom Fischer und dem Geiste in der eilften der Arabischen Tausend und einen Nacht, welches eine vorwaltende Sage im Osten ist, entnommen sein. Ebenso ähnelt die Intrigue Virgils mit der Sultanstochter sehr den Abenteuern in den morgenländischen Romanzen. In einer von den französischen Fabeln: Lai

d'Hippocrate (Le Grand, vol. I. p. 232.), findet sich auch eine närrische Geschichte von einem Physiker, der auf dem halben Wege nach einem Thurme von einer Dame, in die er sich verliebt, in einem Korbe aufgezogen und dann darin aufgehängt wird, damit er dem Gespött der Menge Preis gegeben werde. Eine ähnliche Geschichte wird vom Virgilius erzählt und ist eine der gewöhnlichsten von ihm. Stephan Hawes giebt sie in seinem Pastime of Pleasure mit unzüchtiger Ausführlichkeit; Gratian du Pont hielt sie der Aufnahme in seine: »Controversen der beiden Geschlechter« (Toulouse, 1534) für werth, und will damit die Bosheit und Schlechtigkeit der Weiber erweisen. Merkwürdig ist, daß es noch jetzt eine Capelle in Rom, mit Namen Sancta Maria, giebt, welche in den ersten kirchlichen Zeiten erbaut, und ebenfalls Bocca della verità genannt wurde. Man erzählt nämlich, daß in dem Vorhofe eine weite runde Maske mit einem ungeheuren Munde befestigt ist, von der die Sage geht, daß die Römer in den frühern Zeiten, um ihre Eide feierlicher zu bekräftigen, die Hände in

den Mund derselben zu stecken gewohnt waren, und daß, wenn Jemand einen falschen Eid ablegte, ihm die Hand abgebissen werden sollte. Es ist wohl kaum nöthig, die Aehnlichkeit zwischen dieser Legende und der, von Virgil verfertigten, metallenen Schlange anzudeuten.

Anhang
aus den
Otiis Imperialibus
von
Gervasius von Tilbury.

DE CARNE IMPUTRESCIBILI MACELLI.

JAM nunc ad civitatem Campaniae Neapolin redeamus, in qua macellum est, in cujus pariete insertum perhibetur a Virgilio frustrum carnis tantae efficaciae, quod dum illic erit inclusum in ipsius macelli continentia, nulla caro quanto tempore vetusta nares olefacientis aut intuentis adspectum aut comedentis sapentem offendet. Est in eadem civitate porta Dominica Nolam, Campaniae civitatem olim inclytam, respiciens, in cujus ingressu est via lapidibus artificiose constructa, sub hujus viae sigillo Virgilius omne genus reptilis nocui: unde provenit, quod cum civitas illa in ambitu plurimum spatiosa tota columnis subterrenio innitatur, musca in cavernis aut rimis interioribus, aut hortis infra urbis moenia conclusis vermis nocivus (non) reperitur. Tertium est quod illic expertus sum, tunc quidem ipsius ignarus, sed fortuito casu reapse mihi dante scientiam et probationem, coactus sum esse sciens

ejus, quod si non preventus essem periculo, vix aliena relatione fieri possem assertos. Nempe anno, quo fuit Acon obsessa circa imminens S. Johannis Baptista festum cum essem Salerni, de subito supervenit mihi hospes jucundus, cujus sincera dilectio cum dignatione cum diutina in scholis et curia domini mei Regis vetustioris Anglicae, avi vestri, serenissime Princeps, commansione firmata, non jam alterum a me, sed in ipso me alterum mihi obvenisse faciebat. Exultavit cor meum propter singularitatem affectionis, et propter rumores, quos recensiare mihi tam fidelis nuncius poterat, de nostrorum prosperitate propinquorum, quorum omnium hic non tam sanguine quam amore fuit propinquissimo. Properantem ad transitum et transferationem diu reluctantem vici precum instantia. Philippus hic erat, filius patricii olim illustris Comitia Sarisberiensis, cujus neptis ex fratre comitatum Sarisberiensem jure matrimonii transfundit in istum avunculum vestrum, Domine Imperator. Inter volentem et invitum meliore consilio trahitur amicus ad civitatem Nolanam, ubi tunc ex mandato Domini mei illustris regis Siculi Gulielmi mansio mihi erat ob declinandos Panormitanos tumultus ac fervores aestivos. Quid plura? Post aliquod dies deliberavimus ad Neapolitanum accedere, si quo fortassis eventu paratior ac minus sumtuosa nobis illic occurreret transfretatio. Civitatem advenimus, in hospitio venerabilis auditoris mei in jure canonico

apud Bononiam, Johannis Pinatelli, Neapolitani Archidiaconi, scientia, moribus et sanguine illustris, nos recipientes, a quo jucunde suscepti, causam adventus nostri pandimus, ipseque, comperta voti nostri instantia, dum parantur epulae, mare nobiscum accedit. Facto vix unius horae spatio, succincta brevitate verborum navis conducitur pretio optato, et ad instantiam viatorum dies data ad navigandum accelerat. Ad hospitium redeuntibus sermio est, quo successu quibusve auspiciis omnia nobis desiderata tam celeri manu occurrerint? ignorantibus et stupentibus nobis de tanta felicitate successum; Heus inquit Archidiaconus, per quam civitatis portam intrastis? cumque, quae fuerit porta, explicarem; ille perspicax intellector adjecit: merito tam brevi manu vobis fortuna, subvenit. Sed oro, mihi veredica relatione dicatis, qua parte aditus ingressi estis, dextra vel sinistra? respondemus. Cum ad ipsam veniremus portam, et paratior nobis ad sinistram pateret ingressus, occurrit ex improviso asinus lignorum strue oneratus, et ex occursu compulsi sumus ad dextram declinare. Tunc Archidiaconus: Ut sciatis, quanta miranda Virgilius in hac urbe fuerit operatus, accedamus ad locum, et ostendam, quod in illa porta memoriale reliquerit Virgilius super terram. Accedentibus nobis ostendit in dextra parte caput parieti portali insertum de marmore pario, cujus rictus ad risum et eximiae jucunditatis hilariatem trahebantur. In sinistra vero parte

parietis erat aliud, caput de consimili marmore infixum, sed alteri valde dissimile occulis siquidem torvis flentis vultum ac irati; casusque infelicis jacturam deploratis praetendebat. Ex his tam adversis vultuum imaginationibus duo sibi contraria fortunae fata proponit Archidiaconis omnibus ingredientibus imminere, dummodo nulla fiat declinatio ad dextram sive ad sinistram, et ex industria procurata, sed sicut fatalia sunt, fato eventusque committantur. Quisquis, inquit, ad dextram civitatem istam ingreditur, semper dextro cornu ad omnem propositi sui effectum prosperatur, semper crescit et augetur: quicunque ad sinistram flectitur, semper decidit, et ab omni desiderio suo fraudatur. Quia ergo ex asini objectione ad dextram deflexistis, considerate, quam celeriter et quanta prosperitate iter vestrum perfecistis. Non tamen haec scripsimus, quasi Sadducaeorum fectam comprobemus, qui *omnia* dicebant *in Deo et marmore consistere,* hoc est in fato et casu fortunae, cum omnia in sola Dei voluntate sint posita, secundum illud: In voluntate tua, Domine, cuncta sunt posita et non est, qui possit resistere voluntati tuae, etc. Sed admirationem Artis Mathematicae Virgilii memorabimus.

Virgilius.

Dies Buch handelt vom Leben des Virgilius und
von seinem Tode, und von vielen Wundern, die
er in seinem Leben durch Hexerei und Zau-
berei mit Hülfe des Teufels in der
Hölle vollbrachte.

Der Prolog.

Es ist vernünftig, die wunderbaren Thaten, die Virgilius in der Stadt Rom und an andern Orten vollbracht hat, zu beschreiben.

Rom ist zu allen Zeiten von großem Namen und Ruf gewesen, und die darin wohnten, thaten große Dinge zu ihrer Zeit. Aber Romulus, der Kaiser von Rom, erschlug seinen eignen Bruder aus Haß und Verdrießlichkeit, troß dem, daß Remus dem Romulus die Stadt Rom und alle dazu gehörigen Länder übergeben hatte. Aber Remus nahm alle Schätze mit sich nach Campanien mit, und kam hier an einen Fluß, mit Namen Vellen, und fand da eine köstliche und reiche feste Stadt mit hohen Wällen, die innen und außen wohl aufgebauet und mit schönen in Stein ausgeschnittenen Bildern versehen war, und aller Koth der Stadt ging unter der Erde in den Fluß Vellen, der vorbeirann, und diese Stadt war zu der Zeit eine der schönsten, und nannte er sie Remus, nach seinem eignen Namen.

V i r g i l i u s.

Wie Romulus in die schöne Stadt Raynes kam und sie zerstörte, und wie er seinen Bruder erschlug, der Herr von Raynes war.

Als Romulus von seinem Bruder Remus sprechen hörte und von der Stadt Raynes, da war er sehr ärgerlich. Denn die Wälle von Raynes waren so hoch, daß ein Mann, der im Graben stand, nicht mit einem Handbogen hinüberschießen konnte, die Wälle von Rom aber waren so niedrig, daß ein Mann wol hinüberzuspringen vermochte, und hatten keine Graben.

Es begab sich, daß Remus seinen Bruder Romulus in Rom zu besuchen kam, und manche Leute nach ihrem Stande und Geschlecht mit sich nahm; seine Frau ließ er aber in seinem Wohnorte, in der Stadt Raynes in Campanien, mit einem kleinen Kinde oder jungen Sohne, nach seinem eigenen Namen Remus genannt, zurück. Und als er vor Rom gekommen war und die Wälle sah, sagte er dreimal, die Wälle wären zu niedrig. Dann sagte

er, er wollte mit einem Sprunge über sie wegspringen, und nahm nach und nach einen Anlauf und sprang ganz hinüber. Und als sein Bruder Romulus das gehört hatte, daß sein Bruder hinübergesprungen wäre, sagte er, er hätte übel gethan und sollte dafür seinen Kopf verlieren. Und als Romulus in seines Bruders Palast kam, da nahm er den Remus und schlug mit seiner eigenen Hand seines Bruders Haupt ab und tödtete ihn. Und nicht lange Zeit nachher hob er eine große Menge Volks durch alle seine Länder aus und rüstete sie gegen die Stadt Raynes in Campanien, und begann sein schweres Geschütz gegen die Wälle der Stadt aufzustellen, und machte die Paläste, die Thürme und andere Plätze der Erde gleich, so daß er nur wenig oder gar nichts stehen ließ. Aber die Gemahlin des Remus, seine Schwäherin, konnte er nicht finden; denn sie war aus der Stadt zu einem falschen Thore hinaus unter der Erde zu ihren Freunden und Anverwandten geflohen, da sie eine von den hochgeborensten Frauen, die es da herum gab, war. Und als Romulus die Länder und die Stadt Raynes zerstört hatte, ging er fort und kam nach Hause nach der Stadt Rom, und ward dort prächtig empfangen.

Wie des Remus Sohn, der auch Remus, nach seinem Vater, hieß, seinen Onkel Romulus erschlug, und nachher Kaiser wurde und als Kaiser regierte.

Da war die Frau des Remus sehr böse und zürnte sehr, als sie den Tod ihres Ehemannes, so wie die Zerstörung der Stadt Raynes durch die Hände seines Bruders erfuhr; und nach der Abreise ihres Schwähers von da ließ sie durch Arbeitsleute die Wälle wieder aufbauen, so daß durch sie die Stadt Raynes fester und schöner wurde, als sie jemals zuvor gewesen war; sie stellte sie auch ihrer Macht und Gewalt gemäß prächtig wieder her; denn sie hatte nicht mehr so große Macht, als da ihr Ehemann noch am Leben war. Und auch ihr Kind ernährte diese edle Dame wohl, und nach kurzer Zeit fing dieses an, dick und stark zu werden, und mächtig genug, die Rüstung zu tragen. Da sagte seine Mutter zu ihm: »Mein theurer Sohn, wann willst du deines Vaters, den dein Ohm erschlug, Tod rächen?« Und er antwortete seiner Mutter: »Innerhalb dieser drei Monate.« Und da veranlaßte er sehr schnell seine Verwandtschaft, ihr Volk auszuheben; und als dies versammelt war, gingen sie ab. Er zog mit großer Macht vor Rom hin, und als er dort angekommen war, drang er dort ein, ohne durchaus gegen Jemanden etwas zu sagen. Und als er drin war, ließ er ausrufen, daß Niemand den Unterthanen

etwas zu Leide thun sollte. Dann begab er sich zu des Kaisers Palast; und als dieser von dessen Ankunft hörte, hielt er einen Rath; die Senatoren aber antworteten, daß es kein Hülfsmittel gäbe, als Tod, denn weil ihr seinen Vater erschlugt, so soll er euch wiederum erschlagen. Und darauf kam Remus in den Palast seines Ohms Romulus, ohne daß Jemand etwas dagegen sagte, und sah hier seinen Ohm im kaiserlichen Kleide vor ihm stehen. Da ward er von Zorn entbrannt, und zog sein Schwert heraus und nahm seinen Ohm bei den Haren und schlug ihm das Haupt ab, und als dies geschehen war, fragte er die Senatoren und Edlen von Rom, ob sie deshalb Krieg haben wollten? Und diese antworteten alle: »Nein!« gaben ihm vielmehr das ganze Reich, und krönten ihn als den rechten Erben; und als er Kaiser war, schickte er nach seiner Mutter, und sie kam zu ihm.

Und Rom ward darauf mit festen Wällen und Gräben versehen, und dann erst bekam die Stadt Namen und Ruf; und wohnten hier verschiedene Nationen, und bauten und errichteten viele schöne Wohnhäuser in Rom. Dieser Remus war ein starker Mann an Körper, reich an Gut, weise im Rath, und hatte viele Länder und Grafschaften unter sich.

Von seiner Mutter her hatte Remus einen Ritter, der recht beherzt und kühn in der Schlacht war;

dieser nahm und heirathete eine Frau in der Stadt Rom, eine der größten Senatorstöchter in Rom und aus dem höchsten Geschlecht. Und Remus regierte nicht mehr lange, sondern starb, und sein Sohn wurde Kaiser und regierte nach ihm. Und jener Ritter von Campanien, der die Senatorstochter geheirathet hatte, führte einen großen Krieg mit ihm und that ihm sehr vielen Schaden. Von seinem Weibe hatte dieser Ritter einen Sohn, der mit groß beschwerlicher Mühe geboren wurde und deshalb Virgilius genannt wurde, von vigilo, weil er eine lange Zeit von Leuten bewacht worden war.

Wie Virgilius zur Schule geschickt wurde.

Als Virgilius geboren wurde, da zitterte und bebte die Stadt Rom; und war er weise und pfiffig in seiner Jugend und ward in die Schule geschickt. Und kurz nachher starb sein Vater, und dann wollte Virgilius Mutter nicht mehr heirathen, da sie ihren Sohn zu sehr liebte. Und nach dem Tode ihres Ehemannes wollten ihre Verwandten sie aus ihrem Erbe, das in und außerhalb der Stadt Rom lag, und eins von den schönsten und festesten Schlössern in allen Städten hier herum war, das man sich nur denken oder von irgend Jemandem gemacht werden konnte, vertreiben. Und oftmals beklagte sie sich bei dem Kaiser, der mit ihrem Ehemanne sehr nahe verwandt war. Aber der Kaiser war ein

böser Mann und wollte auf ihre Klagen nicht hören; so war er auch nicht bei dem Volke, noch bei den großen Herren beliebt. Kurze Zeit nachher starb er, und sein Sohn und Erbe, Persides, wurde nach seines Vaters Absterben Kaiser, und regierte alle Lande nach seinem eigenen Sinne. Und alle Römer hatte er so sehr unter sich und regierte sie so strenge, daß sie in großer Furcht vor ihm waren.

Und Virgilius war in der Schule zu Tolenten, wo er fleißig studirte; denn er war von großen Fähigkeiten. Dort hatten die Schüler Erlaubniß, eine Zeitlang auszugehen und, nach Gewohnheit der alten Zeit, in den Feldern zu spielen. Und hier begab es sich auch, daß Virgilius unter den Hügeln draußen herumging. Da geschah es, daß er eine große Höhle an der Seite eines großen Hügels entdeckte, und in diese sogleich so tief hineinging, bis er kein Licht mehr sehen konnte, und dann ging er wieder ein wenig weiter hinein, und da sah er wieder einiges Licht, und dann ging er gerade aus weiter fort. Und eine kleine Weile nachher hörte er eine Stimme, die rief: »Virgilius! Virgilius!« und er sah sich um, und konnte doch Niemand sehen; da sprach Virgilius und fragte: »Wer ruft mich?« Da hörte er die Stimme wiederum, aber er sah Niemanden. Da sagte sie: »Virgilius, siehst du nicht die kleine Leiste, die hier an der Seite ist, wo die Worte herkommen, und mit den Worten

bezeichnet ist?« Da antwortete Virgilius: »Die Leiste sehe ich wohl!« — Da sagte die Stimme: »Nimm die Leiste weg und laß mich aus ihr hervor.« — Da antwortete Virgilius zu der Stimme, die unter der kleinen Leiste war, und sagte: »Wer bist du, der du so mit mir sprichst?« — Da antwortete der Teufel: »Ich bin ein Teufel, der aus dem Leibe eines Menschen beschworen und hierher bis zum Gerichtstage gebannt ist, wenn ich nicht durch Menschenhände befreit werde. Darum bitte ich dich, Virgilius, befreie mich von der Pein, ich will dir auch viele Zauberbücher zeigen, und dich in ihrem Gebrauche unterrichten, daß Niemand in der Zauberkunst dich übertreffen soll, und außerdem will ich dir Alles so sagen und dich lehren, daß du Alles, was du nur wünschest, erlangen sollst, und das, denke ich, ist doch eine große Gabe für einen so kleinen Dienst; denn dann kannst du allen deinen armen Freunden helfen und deine Feinde alle unmächtig machen.« Durch diese großen Versprechungen ward Virgilius versucht; er bat daher den Feind, ihm die Bücher, die er haben mochte, zu zeigen, und wie er sie wohl anwenden könne. Und so sagte sie ihm der Feind, und dann riß Virgilius die Leiste auf, und war da eine kleine Höhle, und daraus wand sich der Teufel, wie aus einem Kerker, heraus, und kam und stand vor Virgilius in Gestalt eines dicken Mannes. Da war Virgilius sehr

erstaunt und verwundert, daß ein so großer Mann aus einer so kleinen Höhle kommen könnte, und sagte: »Solltest du wohl in die Höhle hineingehen, aus der du herauskamest?« — »Ja, ich werde es wohl,« sagte der Teufel. — »Ich halte das Beste, was ich habe, zum Pfande dagegen, daß du das nicht thun wirst.« — »Wohl,« sagte der Teufel, »das geh ich ein.« — Und dann wand sich der Teufel wieder in die kleine Höhle, und als er drin war, bedeckte Virgilius die Höhle wieder mit der Schlußleiste, und so war der Teufel betrogen und konnte nicht wieder herauskommen, sondern blieb elendiglich immer drin. Da schrie der Teufel furchtvoll zu Virgilius und sagte: »Was hast denn du gemacht?« Virgilius antwortete: »Bleib hier immer bis zu dem bestimmten Tage.« Und von da an blieb er immer hier. Und so wurde Virgilius sehr geschickt in der Ausübung der Schwarzkunst.

Es war aber so, daß die Mutter Virgilius so alt wurde, daß sie ihr Erbe verlor. Da rief sie einen von ihren Dienern und sagte zu ihm: »Du mußt nach Tolenten, und Virgilius, meinem Sohne, sagen, daß er komme, und seinem Erbe in und außerhalb Rom aufhelfe, und die Schule verlasse; denn nach dem Recht sollte er einer der Größten in ganz Rom sein.« — Der Bote ging fort und begab sich nach Tolenten, wo Virgilius war, und als er hier ankam, fand er Virgilius, wie er die

größten Grafen im Lande, und eben so aus andern Ländern, lehrte und unterrichtete; denn ich versichere euch, er war ein feiner und hübscher junger Mann, und der Geschickteste in der Zauberkunst vor allen Menschen, die da leben. Der Bote grüßte Virgilius und sagte ihm Alles, weshalb er zu ihm kam; und als Virgilius alle Umstände, wie sie sich begeben, gehört hatte, war er sehr betrübt, nicht wegen des Gutes, sondern seiner Mutter wegen; denn Virgilius hatte Guts genug. Er belohnte den Boten, und eben so sandte er seiner Mutter vier Saumrosse, mit Geld und andern köstlichen Juwelen beladen, und schickte ihr auch ein weißes Pferd. Und so nahm der Bote seinen Abschied und ging fort. Und Virgilius, der noch in Tolenten blieb, überlegte in seinem Sinne, wie er seine übrigen Güter nach Rom schaffen und selbst nachfolgen möchte. Und als er alles Uebrige festgesetzt und in Ordnung gebracht hatte, verabschiedete er sich und reiste von Tolenten nach Rom. Und als er nach Rom zu seiner Mutter kam, grüßte er seine Mutter und sie ihn; denn sie war sehr froh über sein Kommen, da sie ihn in zwölf Jahren vorher nicht gesehen hatte.

Wie Virgilius, als er nach Rom gekommen war, seine Beschwerde beim Kaiser vorbrachte.

Als Virgilius nach Rom gekommen war, wurde

er recht ehrerbietig von seinen armen Verwandten empfangen, doch nicht so von den Reichen; denn diese hatten ihm seine Ländereien aus den Händen gebracht. Deshalb war er ihnen nicht willkommen, im Gegentheil waren sie über sein Kommen böse, und wollten nicht essen mit ihm und nicht trinken mit ihm. Darüber erzürnte sich Virgilius und gab darauf allen seinen armen Verwandten, die seiner Mutter nichts vorenthielten, Ländereien, Geschirre, Pferde, Silber, Gold, und andere Dinge. Und seinen Nachbaren dankte er sehr für die Freundlichkeit, die sie seiner Mutter in seiner Abwesenheit bewiesen. Nach diesem verweilte Virgilius lange Zeit mit seiner Mutter bis zur Zeit, da der Kaiser einen neuen Zoll oder Taxe erhob. Da kamen alle Grafen, die Länder von ihm hatten, zu dem Kaiser, und also auch Virgilius mit seiner ganzen Gesellschaft und vielen Verwandten und Freunden. Und als sie vor ihn kamen, grüßte er ihn und sagte ihm, wie er seiner Ländereien und Häuser, und zwar von den jetzigen Besitzern, enterbt worden wäre, und sie wieder zu erlangen wünschte. Da antwortete der Kaiser, daß er darüber Rath halten würde, und hielt augenblicklich mit denen Rath, die den Virgilius nicht liebten. Und diese antworteten dem Kaiser: »Uns deucht, daß das Land mit Recht denen zugetheilt worden ist, die es besitzen; denn sie können euch in der Noth beistehen; was habt ihr

nöthig, euch um die Enterbung eines Schulmeisters zu kümmern? Und sagt ihm, er möge auf seine Schule Acht haben und Aufsicht führen; denn er habe kein Recht auf irgend ein Land hier um die Stadt Rom.« Und so sagten sie ihm, daß er vier bis fünf Jahre lang Geduld haben müßte, bis sie mit sich zu Rathe gehen und prüfen könnten, ob er ein Recht hätte oder nicht. Und über diese Antwort war Virgilius sehr böse und sagte: er würde sich gewiß rächen. Und als er nach Hause kam, schickte er nach allen seinen armen Verwandten und Freunden, und setzte sie in seine Häuser und Wohnplätze, die er in Rom hatte, ein, und versah sie mit Speise und Trank, und bat sie, sie möchten bis zum Juli, wo das Korn und die Früchte reif wären, fröhlich sein. Und als es reif war, ließ er, durch seine Zauberkunst, mit geschlossener Luft über Früchte und alles Getraide der Ländereien, die seine Feinde von ihm inne hatten, überziehen, und ließ es einsammeln und brachte es in seine Häuser, daß keiner von seinen Feinden etwas davon bekam. Auf diese Weise betrog Virgilius seine Feinde um alle Früchte und Korn, so daß sie nicht eines Pfennigs Werth von den Gütern, die sie ihm vorenthielten, hatten. Und als Virgilius Feinde die Früchte so eingesammelt fanden, zogen sie eine große Macht zusammen und brachen gegen Virgilius auf, ihn zu fangen und sein Haupt abzuschlagen.

Und als sie versammelt waren, waren ihrer so viel, daß der Kaiser aus Furcht aus Rom entfloh; denn es waren zwölf Senatoren, die alle Welt unter sich hatten, und wenn Virgilius sein Recht gehabt hätte, wäre er einer von den Zwölfen gewesen. Aber sie hatten ihn und seine Mutter enterbt. Und als Virgilius von ihrem Anrücken hörte, schloß er alle seine Länder mit Luft rund herum ein, daß kein lebendiges Geschöpf hinein kommen und gegen seinen Willen und Gefallen dort wohnen konnte.

Wie der Kaiser von Rom den Virgilius in seinem Schlosse belagerte.

Als Virgilius Feinde herankamen, ihn zu vernichten und ihn zu fangen, und als sie vor seinem Schlosse angelangt waren, schloß er sie mit der Luft ein, daß sie weder vorwärts noch rückwärts zu gehen vermochten, sondern still stehen bleiben mußten. Darüber verwunderten sie sich, und Virgilius antwortete: »Ihr kommt, mich zu enterben, aber ihr sollt nicht, und wisset wohl, daß ihr keinen Vortheil von den Früchten haben werdet, so lange ich lebe, und sagt nur dem Kaiser, daß ich vier oder fünf Jahre warten will, bis er Rath hält. Ich habe nicht im Sinne, das Gesetz zu biegen, aber mein Gut nehme ich weg, wo ich es finde, und sagt dem Kaiser auch, ich kümmere mich nicht um all seinen Krieg, noch um all das, was er

gegen mich thun kann.« Dann kehrte Virgilius zurück und machte alle seine armen Verwandten reich. Und als Virgilius zurückgekehrt war, gingen sie nach Hause, und wußten nicht, was sie thun sollten. Dann gingen sie zum Kaiser und beschwerten sich über Virgilius und erzählten, was Virgilius gesagt habe, daß er sich nicht um den Kaiser und Alles, was er thun könnte, kümmere. Und als der Kaiser das vernahm, war er gar sehr bewegt und sehr erzürnt, und sagte: »Ich will alle seine Häuser vernichten und unter Feuer setzen, und will ihm das Haupt abschlagen.« Und dann forderte er, ohne lange zu zögern, von seinen Grafen und Rittern, die Land von ihm hatten, daß sie alle bewaffnete Männer, die sie unter sich hätten, aufbieten und an einem bestimmten Tage seines Befehls gewärtig sein sollten. Und an dem bestimmten Tage war der Kaiser und sein ganzes Heer versammelt. Sie nahmen darauf ihren Weg nach Virgilius Schlosse, das rund herum wohl mit Wällen umgeben und mit Luft umschlossen war. Als nun der Kaiser mit seinem ganzen Heere vor den Wällen ankam, konnten sie weder vor noch rückwärts gehen. Und dann kam Virgilius von seinem Schlosse herunter und machte durch seine Zauberei ein Feuer, daß sie nicht vor noch rückwärts gehen konnten, sondern stille standen. Und dann bewirkte er auch durch seine Kunst, daß der Kaiser dachte, er wäre

rund herum von einem großen Wasser eingeschlossen, so daß sie nicht zum Schlosse kommen, noch vom Schlosse weggehen konnten, sondern still standen. Und so bediente Virgilius den Kaiser und sein ganzes Heer. Und außerdem kam Virgilius zum Kaiser und sagte: »Herr Kaiser, ihr habt mit aller eurer Strenge nicht die Gewalt, weder mir noch meinen Ländereien Schaden zu thun. Doch nach dem Recht solltet ihr mich zu einem eurer größten Herren und zum nächsten eurer Verwandten machen; denn ich kann euch in euren Nöthen mehr helfen, als all euer anderes Volk.« Da antwortete der Kaiser dem Virgilius: »Du Betrüger, bekomme ich dich einmal unter meine Hände, will ich dir geben, was du verdient hast.« Da antwortete Virgilius und sagte: »Ich, Herr Kaiser, fürchte mich nicht, aber ihr mögt wohl bedenken, daß ich euch wol noch einmal bändigen werde, und daß ihr dann froh sein werdet, mich als einen aus eurer Verwandtschaft und eurem Blute anzuerkennen; doch ihr wollt mich enterben, aber ihr werdet's nicht.« — Dann ließ Virgilius viele Speisen zwischen seinem Hause und dem Heere zubereiten, daß der Kaiser und sein Volk es sehen konnten, wie sie es zubereiteten. Doch konnten sie davon nichts als den Rauch und den Dampf bekommen; denn die in dem Heere waren mit der Luft überzogen, als ob ein großes Wasser da gewesen wäre. Und so bediente Virgi-

lius den Kaiser und sein Volk, und war Niemand in seinem Heere, der ein Hülfsmittel auffinden konnte, ihm wieder davon zu helfen.

Zu einer Zeit, als sie immer noch in dieser Sklaverei vor dem Schlosse sich befanden, kam ein Mann, der in der Zauberkunst erfahren war, und ging zu dem Kaiser und sagte, daß er durch seine Kunst alles Volk des Virgilius einschläfern könnte. Und das that er, so daß Virgilius selbst kaum sich des Schlafens erwehren konnte. Da ward er besorgt, und wußte nicht, was zu thun. Denn des Kaisers Volk war bereit und begann Virgilius Wälle zu ersteigen. Und als Virgilius das sah, suchte er in seinem Zauberbuche, worin er sehr bewandert war, nach, und fand hier, wie er sein Volk vom Schlafe befreien könnte; und dann bewirkte er mit seiner Kunst, daß der Kaiser wieder stillstand und sich, wie sein ganzes Volk, nicht von dem Platze wegbewegen konnte, noch daß der Herenmeister sich fortbewegte, noch sich regte, als ob sie alle todt wären. Und die, welche auf der Leiter waren, hatten einen Fuß oben, den andern unten, und standen so still, und standen so Einige mit einem Fuße auf der Leiter, mit dem andern auf dem Wall, und standen so immer still, so lange als es Virgilius gefiel. Darüber war der Kaiser sehr bestürzt und erzürnt, und fragte seinen Herenmeister, ob sie immer auf diese Weise stillstehen würden.

Und dieser gab ihm keine Antwort, sondern sprach zum Virgilius und sagte, er wollte ihm schon seine Kunst zeigen. Und da antwortete Virgilius und bat ihn, er möchte doch sein Bestes thun, denn ich scheere mich um dich, noch um Alles, was du mir anthun kannst, nicht einen Pfifferling. Und so hielt Virgilius den Kaiser und all sein Volk auf diese Weise, mit der Luft fest umschlossen, einen ganzen Tag lang. Und in der Nacht kam Virgilius zum Kaiser und sagte: »Es ist eine Schande für einen so edlen Fürsten, so auf dem Wege still zu stehen, und etwas zu unternehmen, dem er nicht gewachsen ist.«

Da sagte der Kaiser znm Virgilius: »Hilf mir aus dieser Gefahr, dann will ich dich auch wieder in alle deine Länder und Lehne einsetzen, und sollst du Alles nach deinem Willen haben.« Da antwortete Virgilius dem Kaiser: »Ich will euch aus dieser Gefahr befreien, wenn ihr mich begnadigen wollt.« — »Ja, bei meiner Krone, und ich erkenne dich auch für einen meiner Verwandten, und wünsche, dich in meinem Gefolge zu haben.« Und darauf beendete Virgilius das Einschließen, und nahm den Kaiser mit allem seinen Volke in sein Schloß auf, wo Gold und Reichthümer in Fülle waren, und bediente sie mit Speise und Trank recht in Ueberfluß nach ihren Würden, mit dem Würdigsten und Besten, was zu erlangen war, so daß sie nie-

mals vorher so etwas gesehen hatten. Und der Kaiser auch wurde reichlicher bedient, als je zuvor und nachher. Und Virgilius beschenkte Jedermann nach seiner Würde, und mit vielen köstlichen und wunderbaren Gaben.

Wie der Kaiser den Virgilius in sein ganzes Erbe und seine Güter einsetzte, und ihm noch viele andere Dinge gab.

Hierauf nahmen sie Abschied von Virgilius und kehrten wieder nach Hause; und als sie heimgekommen waren, gab der Kaiser dem Virgilius alle seine Länder wieder, und Alles, was er verlangte; und wurde dieser der größte Herr in des Kaisers Rathe. Nach dem trug es sich zu, daß Virgilius sich in eine schöne Dame, die schönste in ganz Rom, verliebte. Nun bewirkte er durch seine Zauberei, daß ihr sein Gemüth offenbart wurde. Als die Dame seinen Sinn erfuhr, gedachte sie bei sich selbst, wie sie ihn hinterginge, und sagte, wenn er um Mitternacht an ihre Schloßmauer kommen wollte, würde sie einen Korb mit sehr festen Stricken herunterlassen, und ihn damit zu ihren Fenstern hinaufziehen, da sollte er bei ihr bleiben und sein Vergnügen haben. Virgilius war über diese Antwort sehr erfreut und sagte, er wolle dies gerne thun.

Wie das Edelweib den Virgilius hinaufzog, und wie sie ihn in dem Korbe hängen ließ, als er auf dem halben Wege zu ihren Fenstern war, und wie das Volk sich über ihn wunderte und ihn verspottete.

Ein Tag war nun festgesetzt, an dem Virgilius zu dem Thurme, der auf dem Marktplatze in Rom stand, kommen sollte, und in der ganzen Stadt war kein Thurm so hoch. Und am bestimmten Tage kam Virgilius zum Thurme, wo die Edelfrau seiner wartete, und als sie ihn dastehen sah, ließ sie den Korb von ihrem Fenster herunter; und als dies geschehen, stieg Virgilius hinein, und als er drin war, zog sie ihn hinauf, bis er am halben Weg hinauf war; und hier ließ sie ihn hängen, und machte den Strick fest; dann sprach die Edelfrau: »Du bist betrogen, und will ich dich bis Morgen hängen lassen; denn da ist Markttag, daß sich alles Volk über dich und die Unehrbarkeit, die du hast begehen wollen, verwundere.« Und darauf schloß sie ihr Fenster und ließ ihn hängen, bis der Morgen anbrach, und bis alle Menschen in Rom es erfuhren, und auch der Kaiser sich schämte und zu dem Edelweibe hinschickte, und sie bat, ihn herunter zu lassen. Das that sie denn; und als er unten war, schämte er sich und sagte, er wolle in Kurzem an ihr gerächt sein. Und so ging er heim in seinen Garten, den schönsten, der in Rom stand. Dann nahm er seine Bücher und löschte alles Feuer

aus, das in Rom war, und keiner von denen, die draußen waren, konnte Feuer in die Stadt bringen. Und dies dauerte einen ganzen Tag und eine Nacht. Und Virgilius hatte Feuer genug, aber Niemand weiter hatte solches, noch konnte irgend Einer Feuer in Rom machen.

Wie Virgilius alles Feuer in Rom auslöschte.

Der Kaiser und alle seine Barone und das Volk in Rom wunderten sich, daß in der ganzen Stadt kein Feuer war, und da dachten sie, daß wohl Virgilius es ausgelöscht hätte. Da sandte der Kaiser hin zum Virgilius und bat ihn um seinen Rath, wie die Leute wieder Feuer bekommen könnten. »Da müßt ihr ein Schaffot mitten auf dem Marktplatze machen lassen, und darauf die Edelfrau setzen, die mich gestern in dem Korbe hat hängen lassen. Und dann laßt durch die ganze Stadt ausrufen, wer irgend Feuer haben wolle, müsse zu dem Schaffotte auf dem Marktplatze gehen, und daß er hier zwischen den Beinen der Edelfrau, auf andere Weise aber durchaus nicht, Feuer erhalten solle; und wisset, daß Einer dem Andern weder Feuer geben, noch verkaufen kann; und müßt ihr deshalb so thun, wenn ihr Feuer haben wollt. Als sie dies hörten, kamen sie in großer Menge zu dem Schaffot.

Wie die Edelfrau auf das Gerüste gesetzt wurde, und wie das Volk der Stadt kam und sich Feuer an ihrem Hintern holte, und auch Licht zwischen ihren Beinen ansteckte.

Da der Kaiser und alle seine Grafen sahen, daß es kein anderes Mittel gäbe, mußten sie durchaus nach Virgils Rathe thun. Sie ließen daher ein großes Gerüst auf dem Marktplatze errichten, und die Edelfrau hier in ihrem Hemde darauf setzen. Und dann holten die Leute Feuer zwischen ihren Beinen, die armen Leute mit Lichtern und Stroh, die reichern Leute steckten aber ihre Fackeln an. Drei Tage mußte die Edelfrau auf diese Weise stehen; denn Niemand konnte sonst Feuer erlangen. Und nach dem dritten Tage kam die Edelfrau ganz verschämt nach Hause; denn sie wußte wohl, daß Virgilius ihr diese Gewalt angethan hatte.

Eine Weile nachher heirathete Virgilius eine Frau, und als er das gethan hatte, verfertigte er einen wunderbaren Palast mit vier Winkeln. Und als er fertig war, führte er den Kaiser in einen von den vier Winkeln, und dieser hörte hier Alles, was die Leute in diesem Stadtviertel sprachen. Und auf gleiche Weise brachte er ihn in die andern drei Viertel, und da hörte er, was sie in den andern Vierteln von Rom sagten, und wenn er so durch die vier Viertel ging, hörte er, was die Leute in ganz

Rom sagten; es mochte noch so leise sein, so hörte er es.

Wie Virgilius die Salvatio Romae machte.

Der Kaiser fragte nun den Virgilius, wie er Rom glücklich und viele Länder der Stadt unterthan machen, und wie er erfahren könnte, wenn irgend ein Land sich gegen dasselbe erheben wollte. Und Virgilius sagte zum Kaiser: »ich will das in kurzer Zeit machen.« — Und er verfertigte dann auf dem Capitolio, das war das Stadthaus, von Stein gehauene Bilder, und ließ sie Salvatio Romae nennen, das heißt, dies ist die Rettung der Stadt Rom, und brachte alle die Götter, d. h. was wir Puppen und Götzen nennen, welche Rom unterwürfig waren, in Verbindung. Und jeder von den Göttern, die hier waren, hielt in der Hand eine Glocke, und in die Mitte der Götter stellte er den Gott von Rom. Und jedesmal, wenn es sich zutrug, daß irgend ein Land Krieg gegen Rom beginnen wollte, sollten die Götter dem Gott von Rom ihre Rücken zukehren, und der Gott des Landes, das gegen Rom aufstehen wollte, sollte so lange die Glocke, die er in der Hand hatte, läuten, bis es die Senatoren von Rom hörten und augenblicklich hingingen, und sähen, welches Land gegen sie Krieg führen wollte; und sich dann rüsteten, sie überfielen und sie so täuschten. Die Leute von Karthago, die

über den Schaden, den ihnen die Römer zugefügt hatten, sehr erzürnt waren, kannten dieses Unterpfand sehr wohl, und hielten einst heimlich Rath, wie sie wohl das Werk zerstören möchten. Da gedachten sie in ihren Gedanken, drei Männer abzuschicken, und gaben ihnen eine große Menge Gold und Silber; und dann nahmen die drei Männer von ihren Gebietern Abschied und gingen nach der Stadt Rom. Und als sie in Rom angekommen waren, nannten sie sich Wahrsager und Traumdeuter. Nach einiger Zeit gingen die drei Männer nach einem Hügel, der innerhalb der Stadt war, und vergruben dort einen großen Topf mit Geld sehr tief in die Erde, und als sie das gethan hatten, gingen sie auf die Tiberbrücke, und ließen an einer bestimmten Stelle ein großes Gefäß mit goldenen Pfennigen fallen, und nachdem sie das gethan hatten, begaben sich die drei Männer zu den Senatoren von Rom und sagten: »Ehrwürdige Herren, wir haben die Nacht geträumt, daß in der Erde eines Hügels hier in Rom ein großer Topf voll Geld ist, und dürfen wir uns die Mühe nehmen, darnach zu suchen?« Und die Senatoren willigten ein; und dann nahmen sie Arbeiter und nahmen das Geld aus der Erde. Und nachdem dies geschehen war, gingen sie zu einer andern Zeit zu den Senatoren und sagten: »Ehrwürdige Herren, wir haben wieder geträumt, daß an einer bestimmten Stelle in

der Tiber ein Gefäß voll goldener Pfennige liegt; wenn ihr es uns erlaubt, wollen wir es suchen gehen.« Da die Senatoren von Rom an keinen Betrug dachten, gewährten sie es diesen Wahrsagern und baten sie, ihr Möglichstes zu thun. Und darüber waren die Wahrsager froh. Dann mietheten sie Schiffe und gingen zu der Stelle, wo es war. Und als sie dorthin gekommen waren, suchten sie an jeder Stelle hier herum, und fanden zuletzt das Gefäß voll goldener Pfennige, und stellten sich darüber sehr erfreut, und gaben den Senatoren köstliche Gaben davon. Und dann, um zu ihrem Hauptvorsatze zu kommen, gingen sie wieder zu den Senatoren und sagten zu ihnen: »Ehrwürdige Herren, wir haben wieder geträumt, daß unter dem Grundsteine des Capitoliums, da wo die Salvatio Romae steht, viele Gefäße Goldes sind, und gefällt es euch, Herren, daß ihr uns dazu Erlaubniß geben wollt, so soll das zu eurem großen Vortheile sein.« — Und die Senatoren, von Lüsternheit erregt, erlaubten es ihnen, weil sie zweimal vorher die Wahrheit gesagt hatten. Darüber waren sie sehr froh, und nahmen Arbeiter und begannen unter dem Grunde der Salvatio Romae zu graben. Und als sie dachten, daß sie genug gegraben hätten, entfernten sie sich aus Rom, und am nächsten Tage fiel das ganze Haus und das ganze Werk, das Virgilius gemacht; und da erkannten die Senatoren,

daß sie betrogen wären, und waren in Sorgen, und hatten nachher das Glück nicht mehr, das sie in frühern Zeiten gehabt.

Wie der Kaiser den Virgilius um Rath fragte, wie er die Nachtschwärmer und bösen Leute von den Straßen vertreiben könnte.

Dem Kaiser kamen viele Beschwerden über die Nachtstreifer und Diebe, und auch über viele Ermordungen des Volkes in der Nacht zu, und so viele, daß der Kaiser den Virgilius um Rath fragte, und sagte: daß er sich sehr über die Diebe zu beschweren habe, welche bei Nacht herumstreiften; denn sie tödteten viele Leute; was rathest du, Virgilius, was da am Besten zu thun ist?« — Da antwortete dem Kaiser Virgilius: »Ihr müßt ein kupfernes Pferd und auf seinem Rücken einen kupfernen Mann machen lassen, der einen eisernen Dreschflegel in seinen Händen hält, und das Pferd müßt ihr vor das Stadthaus bringen und dann ausrufen lassen, daß von nun an um zehn Uhr die Glocke geläutet werden würde, und daß der, welcher nach dem Glockenläuten in der Straße herumginge, getödtet werden, und deshalb zu der Zeit nichts mehr gearbeitet werden sollte.« Und als dieser Ausruf geschehen war, kümmerten sich doch die Diebe darum nicht, sondern blieben in den Straßen, wie zuvor, und wollten nicht davon lassen.

Und sobald die Glocke um zehn Uhr geläutet war, sprang das kupferne Pferd mit dem kupfernen Manne durch die Straßen von Rom, und ließ keine Straße von Rom unbesucht, und sobald er einen Mann oder eine Frau auf der Straße fand, schlug er sie heftig todt, so daß er gegen zweihundert oder mehr Leute erschlug. Als sie das sahen, gedachten die Diebe und Nachtstreicher, wie sie ein Mittel dagegen auffänden, und verfertigten ein Netz mit einer Leiter daran, und wenn sie bei Nacht ausgehen wollten, nahmen sie ihre Leitern mit, und wenn sie das Pferd kommen hörten, warfen sie das Netz über die Häuser, und kletterten so auf ihren Leitern auf die Gipfel der Häuser hinauf, daß der kupferne Mann sie nicht erreichen konnte. Und so blieben sie immer bei ihren Uebelthaten. Dann kamen sie wiederum zu dem Kaiser und beklagten sich, und der Kaiser fragte den Virgilius wieder um Rath; und Virgilius antwortete und sagte: »Ihr müßt kupferne Hunde nehmen und sie auf jede Seite des kupfernen Pferdes hinsetzen, und wieder ausrufen lassen, daß Niemand nach dem Glockenläuten aus seinem Hause gehen solle, der am Leben bleiben wolle.« Aber die Nachtstreicher kehrten sich nicht im Geringsten um den Ausruf, sondern kletterten, als sie das Pferd kommen hörten, auf ihren Leitern auf die Häuser. Aber die Hunde sprangen nach und rissen sie alle in Stücken, und

so ging ein solcher Lärmen durch Rom, daß Niemand in der Nacht durch die Straßen zu gehen wagte, und waren so alle Nachtstreifer vernichtet.

Wie Virgilius eine Lampe machte, die zu allen Zeiten brannte.

Zum Vortheil des gemeinen Volkes machte Virgilius an einem großmächtigen marmornen Pfeiler eine Brücke, die zu seinem Palaste führte, und kam so auf ihr aus dem Palaste zu dem Pfeiler, welcher Palast und Pfeiler inmitten Roms standen. Und auf diesen Pfeiler machte er eine Lampe von Glas, die immer brannte, ohne auszugehen, und die Niemand auslöschen konnte. Und diese Lampe leuchtete über die ganze Stadt Rom von einem Winkel zum andern, und gab es nicht eine so kleine Gasse, wohin sie nicht solches Licht brachte, daß zwei Fackeln dazustehen schienen; und auf den Mauern des Palastes machte er einen metallenen Mann, der einen metallenen Bogen in seiner Hand hielt, der immer auf die Lampe zielte, um sie auszuschießen. Aber immer brannte die Lampe und gab Licht über ganz Rom. Und einstmals kamen die Bürgerstöchter in den Palast, um zu spielen, und besahen sich den metallenen Mann, und eine von ihnen fragte im Spaß, warum schießt er denn nicht? Und dann ging sie zu dem Manne, und berührte den Bogen mit ihrer Hand, da flog der Bolzen heraus und zerbrach die Lampe, die Virgilius ge-

macht. Und ein Wunder war es, daß das Mädchen aus großer Furcht nicht von Sinnen kam, so wie die andern Bürgerstöchter, die in ihrer Gesellschaft waren, von dem großen Ruck, den es gab, als die Lampe auslöschte, und sie den Metallmann schnell davon laufen sahen. Und nie war dieser mehr zu sehen, und hatte die erwähnte Lampe dreihundert Jahre oder länger nach dem Tode des Virgilius fortwährend gebrannt.

Wie Virgilius einen Obstgarten bei einem Springbrunnen machte, den schönsten und besten, der je in aller Welt gefunden werden konnte.

Große Wunder that Virgilius in seiner Zeit; denn nach diesem Palaste machte er einen Obstgarten, wohinein er alle Sorten Fruchtbäume setzte. Auch wuchsen in diesem Garten viele Kräuter. Und als die Zeit war, sah man täglich reife Früchte, schöne Blüthen, alle in großer Anzahl. In der Mitte des Obstgartens aber war ein schöner klarer Springbrunnen, der schönste, den man jemals sah; auch viele Singvögel waren in diesem Obstgarten, die wohl hineinkommen konnten, aber nicht wieder heraus; denn er war mit Luft verschlossen; und man hörte daher die Vögel immer singen, die darin waren; denn sie konnten nicht wieder fort. Auch hatte er in seinem Obstgarten alle Arten von zahmen Thieren, die den Menschen Nutzen bringen; da machte er

denn auch aus dem Wasser, das aus dem Springbrunnen rann, ein stehendes Wasser unter den Bäumen, das klarste, das es geben konnte, und waren darin alle Arten von Fischen, die man sich nur denken konnte. So waren in seinem Garten alle Arten von Ergötzlichkeiten, sowol Bäume, als Kräuter, Vögel und Thiere, wie sie ein Mensch nur denken konnte, oder sich von Menschenverstand nur vorstellen ließ. Auch that er noch größere Dinge als alle diese; denn er machte ein Gewölbe oder Söller in dem Obstgarten, das schönste, das gemacht oder erdacht werden konnte, und dies Gewölbe machte er, um sein Gold hineinzulegen, das er hatte; denn er war so reich und hatte so viel, daß er damit kein Ende wußte. Und zwei Metallmänner setzte er vor die Thüre, um es zu bewachen, die hatten in jeder Hand einen großen Hammer, und schlugen damit auf einen Amboß, einer nach dem andern, so daß die Vögel, welche darüber flogen, es hörten und nach und nach todt da nieder fielen. Und auf andere Weise hätte Virgilius sein Gut nicht erhalten.

Wie Virgilius seiner Frau ein Bild machte.

Auch machte Virgilius ein Bild hoch in der Luft, das nicht herunterfallen konnte; und das Volk in Rom konnte durchaus weder Thür noch Fenster aufmachen, ohne es zu sehen. Und dies Bild hatte die Ei-

genschaft, daß die Weiber, nachdem sie hineingesehen hatten, nicht mehr Lust, sich leiblich zu ergötzen, hatten. Und darüber waren die Weiber sehr verdrießlich und beschwerten sich bei Virgilius Weibe, daß sie keine Ergötzungen und Liebeleien mehr hätten, und baten sie, daß sie das Bild zerstöre und herunterfallen mache. Und da wartete Virgilius Frau die Zeit ab und ging auf die Brücke in der Luft und warf das Bild herunter, und die Weiber thaten dann wieder ihren Willen. Und als Virgilius kam und das Bild unten fand, ward er sehr zornig und sagte zu sich selbst, es sollte ihnen nichts helfen, denn er wolle es wieder aufstellen, und schwor, daß er erfahren wolle, wer das Bild heruntergeworfen habe. Und er stellte es wieder auf, und fragte seine Frau, ob sie es heruntergeworfen hätte, sie sagte aber: »Nein.« — Und da kamen die Weiber wieder zu Virgilius Frau und baten sie, sie möchte es wieder herunterwerfen. Und da ging Virgilius heimlich in einen Winkel und belauschte seine Frau; denn er hatte vorher gemerkt, wie sich die Weiber bei ihr beschwert hatten. Und da kam Virgilius Frau und warf das Bild herunter. Und Virgilius, der sich versteckt hatte, sah, wie sie es heruntergeworfen hatte, und wollte im Zorn sie dem Bilde nachwerfen und sagte: »Der Teufel thue euch genug, denn ich that das zu eurem Besten; aber ich will euch nie mehr heilen,

sondern die Weiber ihren Willen thun lassen.« — Und von da an begonn Virgilius seine Frau zu hassen.

Wie Virgilius sich an der Sultanstochter ergötzte.

Virgilius hörte oftmals von der Schönheit der Sultanstochter erzählen, so daß er sich in sie verliebte, wiewol er sie niemals gesehen hatte. Da machte er durch seine Kunst eine Brücke in der Luft und ging darüber zu ihr; und als er mit ihr gesprochen hatte, und ihr seinen Sinn offenbarte, da verstand sie sich mit ihm, trotz dem, daß sie ihn niemals zuvor gesehen hatte. Und sie sagte, wie sie in einer Nacht mit ihm in sein Land davon gehen und sich davon unterrichten wolle, was für eine Art Mann er wäre, und was er für eine Wohnung hätte. Da antwortete Virgilius und sagte zu ihr: »Das will ich thun, aber ihr sollt über viele Länder weggehen, und sollt sie doch nicht betreten.« Da führte er sie über in sein Land, über die Brücke, die er in der Luft gemacht hatte, und brachte sie so nach Rom. Und als er zu Hause war, fragte er sie, ob sie Niemanden sähe? Aber sie sagte: »Nein, nur ihn allein.« Und da zeigte ihr Virgilius seinen Palast und Garten, und die Metallmänner, die immer standen und schlugen, und alle seine Schätze zeigte er ihr, und schenkte sie ihr. Aber sie wollte nichts davon nehmen, und sagte, daß sie schon zu viel an ihres Vaters Schätzen zu hüten hätte. Und

Virgilius behielt sie in seinem Garten, so lange es ihm gefiel. Und als der Sultan seine Tochter nicht fand, war er sehr besorgt, denn er wußte nicht, wo sie hingekommen war; und suchte sie überall, konnte sie aber nirgends finden.

Wie Virgilius die Sultanstochter wieder in ihres Vaters Lande brachte, und wie dieser sie auf ihrem Bette schlafend fand.

Als die Sultanstochter lange mit Virgilius in seinem Garten verweilt hatte, wünschte sie wieder nach Hause in ihres Vaters Land zu gehen. Und da nahm Virgilius die Sultanstochter in seine Arme, und setzte sie auf die Brücke in der Luft und brachte sie selbst in ihres Vaters Palast und legte sie in ihrer Kammer auf ihr Bett, und dann empfahl er sie den Göttern und ging so nach Hause in sein Schloß nach Rom. Und bei Anbruch des Tages stand der Sultan, der sehr unruhig war, was wol seine Tochter machte, auf; und da kam eine von ihren Kammerfrauen zu dem Kaiser und erzählte ihm, wie seine Tochter wieder gekommen wäre und auf ihrem Bette läge und schliefe. Da ging er eilig zu ihr und fragte, wo sie gewesen und wie sie wieder gekommen wäre? »Vater,« sagte sie, »es war ein schöner Mann aus einem fremden Lande, der brachte mich durch die Luft in seinen Palast und seinen Garten; aber außer ihm habe

ich weder einen Mann, noch eine Frau gesprochen, und weiß ich auch nicht, was es für ein Land ist.« Der Sultan antwortete und sprach zu ihr, sie sollte ihm einige Früchte von dem Lande mitbringen, und sie versprach, es zu thun. Und in einer Weile kam Virgilius nach Babylon und nahm die Sultanstochter wieder mit sich, und ging wieder so mit ihr in sein Land, und behielt sie so lange, als es ihm gefiel. Und als sie wieder abreisten, nahm sie Wallnüsse und andere Früchte mit sich. Und als sie nach Hause gekommen war, zeigte sie ihrem Vater die Wallnüsse und andern Landesfrüchte. »Ha, ha,« sagte der, »das ist an der Seite von Frankreich, wohin er dich so oft gebracht hat.«

Wie Virgilius hier gefangen wurde.

Einmal kam der Sultan zu seiner Tochter und sagte: »Meine Tochter, wenn der, der dich gewöhnlich wegführt, wieder zu dir kommt, gieb ihm doch das zu trinken, was ich dir geben will, da wird er mit dir schlafen, aber trinke du davon nicht, ich warne dich; denn wenn er davon getrunken hat, wird er schlafen, und wenn er schläft, laß mich es wissen, dann wollen wir ihn ergreifen und erfahren, von wo er ist.« Und das Mädchen that, wie ihr geheißen war. Und als Virgilius gekommen war, gab sie ihm von dem Tranke, den ihr Vater ihr gegeben hatte, zu trinken; und als er getrunken hatte,

schlief er ein, und ward so ergriffen. Da wurde Virgilius zum Sultan und seinen Lords gebracht, und eben so die Tochter des Sultans. Und dann erzählte der Sultan seinen Rittern, daß das der Mann wäre, der seine Tochter weggestohlen hätte. Und dann sagte er zum Virgilius: »Seid willkommen, denn für das Vergnügen, das ihr gehabt habt, sollt ihr den Tod leiden.« Da antwortete Virgilius zum Sultan: »Ich wollte, daß ich sie nie gesehen hätte, und wenn ihr mich gehen lassen wollt, will ich niemals wieder kommen.« Da antwortete der Sultan und die Lords: »Das wollen wir nicht, sondern für eure Missethat müßt ihr einen schimpflichen Tod leiden.« Da antwortete die Sultanstochter: »Wenn ihr ihn zum Tode führt, so werde ich den Tod mit ihm leiden.« Da antwortete der Sultan: »Darein willige ich, und sollst du mit ihm verbrannt werden.« Da antwortete Virgilius: »Das werdet ihr mit all eurer Kraft und Gewalt nicht thun, wiewohl ihr eine so große Macht habt.

Wie Virgilius entkam und die schöne Dame, die Sultanstochter, mit sich nahm, und wie er die Stadt Neapel gründete.

Als Virgilius dies hörte, machte er mit seiner Kunst, daß der Sultan und alle seine Leute dachten, der große Fluß von Babylon sei mitten unter ihren Füßen, und daß sie schwämmen und drin lä-

gen, und gleich Enten sprängen, und so nahm Virgilius die schöne Dame auf seine Luftbrücke mit sich. Und als sie beide auf der Brücke waren, befreite er den Sultan und alle seine Lords aus dem Flusse, und sahen sie, wie Virgilius seine Tochter auf der Luftbrücke über das Meer fortführte, worüber sie sich sehr wunderten und ängstigten, und nicht wußten, was sie thun sollten; denn sie konnten das nicht hindern. Und auf diese Weise führte er des Sultans Tochter über das Meer nach Rom. Und Virgilius war in diese Dame sehr verliebt. Da dachte er in seinem Sinne, wie er sie verheirathen möchte, und überlegte im Geiste, wie er in der Mitte des Meeres eine schöne Stadt mit dazu gehörigen großen Ländereien finden könnte, und eine solche machte er mit seiner Kunst, und nannte sie Neapel, und der Grund derselben war von Eiern. Und in dieser Stadt Neapel machte er einen Thurm mit vier Winkeln, und setzte auf die Spitze einen Apfel auf einer eisernen Stange, und Niemand konnte den Apfel wegnehmen, ohne ihn zu zerbrechen. Und auf die Stange setzte er eine Flasche, und auf die Flasche stellte er ein Ei, und den Apfel hing er bei dem Stiel an eine Kette, und der hing da still. Und wenn das Ei sich regte, sollte die Stadt Neapel erbeben, und wenn das Ei zerbrach, dann sollte die Stadt untergehen. Und als er Alles zu Ende gebracht, ließ er es Neapel

nennen. Und einen Theil seiner Schätze legte er in diese Stadt hinein, und eben so seine Liebste, die schöne Dame, des Sultans Tochter; und er schenkte ihr die Stadt Neapel und alle dazu gehörige Länder zu ihrem und ihrer Kinder Gebrauch. Und nach einer kurzen Weile verheirathete er sie an einen gewissen Spanischen Grafen oder Ritter.

Eine kleine Zeit nachher begab es sich, daß der Kaiser ein großes Gelüst auf die Stadt Neapel hatte, denn sie war zu der Zeit als eine der schönsten in der Welt bekannt, und hatte sie auch den schönsten Marktplatz um Rom herum. Da schickte der Kaiser im Geheimen Briefe an alle Grafen, die unter ihm standen, daß sie so schnell, als sie könnten, ihr Volk aufbieten und nach Rom kommen sollten, um dann die Stadt Neapel zu belagern. Und das thaten sie auch in solcher Anzahl, daß sie eine große Kriegsmacht zusammenbrachten und gegen die Stadt Neapel marschirten und Alles vor sich her zerstörten. Und als er nach Neapel gekommen war, belagerte er es. Und der Ritter, der die Dame, welche in Neapel war, geheirathet hatte, vertheidigte die Stadt sehr wacker gegen den Kaiser und sein ganzes Heer; und unterdessen sendete dieser Ritter einen Boten zu Virgilius, der ihm Alles erzählte, wie der Kaiser die Stadt Neapel belagerte. Darüber war Virgilius sehr böse, und gab zur Antwort, daß der Ritter sich nicht

um ihn, noch um sein ganzes Heer kümmern sollte; denn ich will hinlänglich für euch sorgen; und damit ging der Bote wieder nach Neapel.

Wie der Kaiser die Stadt Neapel belagerte.

Und als Virgilius erfuhr, daß der Kaiser Neapel belagerte, machte er, daß alles frische Wasser wie Regen war, so daß des Kaisers Volk nicht einen Tropfen Wasser hatte; die in Neapel aber hatten genug. Mittlerweile hob Virgilius sein Heer aus und ging gegen den Kaiser nach Neapel. Aber der Kaiser mochte nicht länger bleiben, denn Pferde und Menschen starben aus Wassermangel, und so verlor er einen großen Theil von ihnen. Da der Kaiser dies sah, reiste er wieder nach der Stadt Rom zurück, ganz verschämt und verdutzt. Und während er heimwärts zog, begegnete ihm Virgilius, der mit seiner Schaar nach Neapel ging. Und als Virgilius den Kaiser sah, ging er zu ihm, und grüßte ihn auf diese Weise: »O edler Kaiser, wie geht es auch doch stets so, daß ein so edler Fürst, wie ihr, die Belagerung von Neapel aufgiebt und wieder nach Hause in die Stadt Rom geht, so ganz verdutzt, ohne in der kurzen Zeit Jemandem Schaden zu thun?« Da erkannte der Kaiser wohl, daß ihn Virgilius verspottete, und war sehr ärgerlich darüber. Und dann ging Virgilius nach Neapel, und ließ die Edlen in der Stadt schwören, daß

sie in vorerwähnter Stadt keine Römer dulden wollten.

Wie Virgilius die Stadt Neapel mit Schülern und Kaufleuten versah.

Als Virgilius die Eide der Edlen von Neapel empfangen hatte, kehrte er wieder nach Rom zurück, und holte seine Bücher und andres bewegliches Gut, und brachte es nach Neapel, nur das Gut, das er in dem Gewölbe verschlossen hatte, ließ er dort zurück. Und seine Häuser und Wohnplätze gab er seinen Freunden in Verwahrung, und reiste dann nach Neapel. Hier errichtete er eine Schule und gab viele Ländereien dazu her, daß jeder Schüler, der hier blieb und in die Schule ging, Ländereien hatte, um in der Stadt zu leben. Und die, welche die Schule aufgaben, verloren wieder ihre Ländereien, und viele kamen von Tuleten her in die Schule. Und als er die Stadt mit Schülern wohl versehen hatte, da machte er ein warmes Bad, daß Jedermann, der da wollte, sich darin baden möchte; und noch zu jetziger Zeit ist dies Bad dort und ist es das erste, das es jemals gab. Und dann erbaute er eine Brücke, die schönste, die man je sah, und konnte man dort alle Arten schöner Schiffe, die zur Kaufmannschaft gehörten, und alle andern Seegeräthschaften sehen. Und die Stadt war in diesen Tagen die schönste in der ganzen Welt. Und in

der vorerwähnten Schule lehrte Virgilius die große Kunst und die Zauberei; denn er war der Geschicksteste, den es vorher oder nachher in dieser Wissenschaft gab. Und nach kurzer Zeit starb seine Frau, von der er niemals Kinder hatte. Und überdies liebte er auch die Schüler vor allen Menschen und gab viel Geld her, überall Bücher zu kaufen, und regierte sie so recht edel; denn er konnte das recht wohl thun, da er einer der hochgeborensten Menschen in der ganzen Welt und der größte Herr in ganz Rom gewesen war.

Wie Virgilius in Rom eine metallene Schlange machte.

Hierauf machte Virgilius durch seine Kunst in Rom eine metallene Schlange, daß der, welcher nur seine Hände in den Schlund der Schlange steckte, seine Sache recht und wahr beschwören mußte. Denn wenn seine Sache falsch war, konnte er seine Hände nicht wieder herausziehen, und war sie wahr, so mochte er sie wieder ohne eine Verletzung herausbringen. So begab es sich, daß ein Ritter aus der Lombardei seine Frau mit einem andern Manne in Verdacht hatte, der am meisten mit seiner Frau umging; aber sie entschuldigte sich sehr wacker und klug, und willigte ein, mit ihm nach Rom zu der Schlange zu gehen, und hier ihren Eid abzulegen, daß sie dessen nicht schuldig wäre, was er ihr aufbürdete. Und der Ritter willigte ein. Und als sie

beide zusammen im Wagen saßen, und ihr Mann mit ihr, sagte sie zu dem Manne, daß, wenn er nach Rom käme, er sich ein Narrenkleid anlegen sollte, damit man ihn nicht erkennen möchte. Und das that er, und als der Tag gekommen war, wo er bei der Schlange sein sollte, war er dort gegenwärtig. Und Virgilius erkannte durch seine Kunst die Falschheit der Frau und sagte zu ihr: »Nimm deinen Eid zurück und schwöre nicht.« Aber sie wollte ihm nicht folgen, sondern steckte ihre Hände in das Maul der Schlange, und als ihre Hände drin waren, schwor sie in Gegenwart ihres Ehemannes, daß sie mit Jenem nicht mehr zu schaffen hätte, als mit dem Narren, der ihr zur Seite stünde. Und deshalb, weil sie die Wahrheit sagte, zog sie ihre Hände ohne Verletzung wieder aus dem Maule der Schlange heraus. Und dann reiste der Ritter nach Hause, und traute ihr nachher immer. Und Virgilius war sehr zornig und ärgerte sich, daß das Weib so entwischt war, und zerstörte deshalb die Schlange. Und so entkam das Weib dieser großen Gefahr. Und dann sprach Virgilius und sagte, daß die Frauen recht weise seien, Unannehmlichkeiten von sich abzuwenden, aber was ihre Güte beträfe, sei sie doch sehr gering.

Wie Virgilius starb.

So viel Virgilius in seinem Leben auch wunderbare und erstaunliche Dinge vollbracht, so versprach er doch dem Kaiser noch viele andere verschiedene und wundersame Sachen. Denn er gelobte, er wollte machen, daß die Bäume und Aehren dreimal im Jahre Früchte trügen; daß jeder Baum reife Früchte haben und zu gleicher Zeit auch Blüthen an ihm wachsen sollten. So wollte er auch Schiffe machen, die sowol mit, als gegen den Strom zu allen Zeiten segelten, und bewirken wollte er auch, daß sich das Geld so leicht erwerben als ausgeben ließe. Und die Weiber sollten von ihren Kindern, ohne nur irgend einen Schmerz dabei zu fühlen, entbunden werden. Und diese vorerwähnten Dinge und noch viele andere verschiedene, die hier zu erzählen zu lang wären, verhieß Virgilius dem Kaiser zu thun, wenn es ihm nicht unterdessen zugestoßen wäre, daß er starb.

Denn nachher machte Virgilius ein gutes Schloß, das nur einen einzigen Eingang hatte, und konnte Niemand hineingehen, außer nur zu dem einem Thore, anders nicht. Und auch Wasser floß um dieses selbige Schloß, und war es Jedermann unmöglich, hier irgend einen Eingang zu haben. Und dieses Schloß stand außerhalb der Stadt Rom, und war der Eingang in sein Thor mit vier und zwan-

zig eisernen Flegeln versehen, und auf jeder Seite waren zwölf Männer, die, ohne ein Wort zu sprechen, mit den Flegeln unaufhörlich grade herunterschlugen, einer nach dem andern; und kein Mensch konnte hinein, wenn nicht die Flegel stillstanden, sonst wurde er todtgeschlagen. Und diese Flegel waren mit einer Schlinge versehen, so daß Virgilius sie anhielt, wenn er hineinzugehen Lust hatte; aber Niemand anders konnte den Weg dazu finden. Und in dieses Schloß legte Virgilius heimlich einen Theil seiner Schätze, und als er dies gethan hatte, gedachte er, wie er sich wieder jung machen möchte, um noch lange zu leben, und viele Wunder und erstaunliche Dinge zu thun. Und so ging Virgilius einst zum Kaiser und bat ihn um Urlaub auf drei Wochen. Aber der Kaiser wollte sie ihm durchaus nicht bewilligen, denn er mochte Virgilius zu allen Zeiten um sich haben. Da hörte er, daß Virgilius sich in sein Haus begab, und einen von seinen Leuten, dem er am meisten traute, mit sich nahm, und wußte wohl, daß er am besten selbst seinen Entschluß faßte. Und sie gingen mit einander zu dem Schlosse außerhalb der Stadt, und als sie vor das Schloß kamen, sah der Mann die Männer mit den eisernen Flegeln in den Händen schlagend dastehen. Da sagte Virgilius zu dem Manne: »Geh du zuerst in das Schloß hinein.« Da antwortete der Mann und sagte: »Wenn ich hineingehen wollte, würden mich die Flegel todt-

schlagen.« Da zeigte Virgilius dem Manne, auf welcher Seite der Eingang wäre, und die dazu gehörigen Schrauben. Und als er ihm alle Mittel gewiesen, ließ er die Flegel einhalten, und ging in das Schloß. Und als beide drin waren, drehte Virgilius die Schrauben wieder um, und da gingen die eisernen Flegel wieder, wie zuvor. Da sagte Virgilius: »Mein theurer, lieber Freund, du bist der, dem ich vor allen Menschen vertraue, und du weißt auch am meisten von meinen Geheimnissen.« Und dann führte er den Mann in das Gewölbe, wo er eine schöne und zu allen Zeiten brennende Lampe gemacht hatte. Und da sagte Virgilius zu dem Manne: »Siehst du die Tonne, welche hier steht?« Da sagte er: »Ja!« — »Hierein mußt du mich stecken, doch erst mußt du mich tödten und in kleine Stücke zerhauen, und meinen Kopf in vier Stücke schneiden, und dann salze den Kopf mitten am Boden ein, und dann die Stücke nachher, und mein Herz in der Mitte, und setze dann die Tonne unter die Lampe, daß sie Tag und Nacht hineintropfe, und neun Tage lang mußt du an jedem Tage einmal die Lampe füllen, und fehle nicht! — Und wenn das Alles geschehen ist, dann bin ich wieder erneuert und jung gemacht, und lebe lange Zeit und manchen Winter noch, wenn es mir nicht begegnet, daß ich als ein Junge getroffen werde und sterbe.« Und als der Mann den Virgilius so

sprechen gehört hatte, war er sehr erschrocken und sagte: »Das will ich nimmer, so lange ich lebe, denn ich mag euch auf keine Weise tödten.« — Und da sagte Virgilius: »Ja, du mußt das jetzt thun, denn es soll dich nicht gereuen.« Und endlich drohete Virgilius dem Manne so, daß er einwilligte. Und da nahm der Diener den Virgilius und tödtete ihn, und als er ihn getödtet, hieb er ihn in Stücken und salzte ihn in der Tonne ein, und hieb seinen Kopf in vier Stücke, wie sein Herr ihm geboten hatte, und legte dann das Herz in die Mitte und salzte es tüchtig. Und als er mit Allem fertig war, hing er die Lampe recht über die Tonne, damit sie immer recht hineintröpfelte. Und als er dies gethan hatte, ging er aus dem Schlosse heraus und wandte die Schrauben um, und dann gingen die kupfernen Männer wieder und schlugen mit ihren Flegeln so heftig auf die eisernen Ambosse, wie zuvor, so daß Niemand hineinzukommen wagte, und jeden Tag kam er zum Schlosse, und füllte die Lampe, wie Virgilius ihn gebeten hatte.

Und als der Kaiser den Virgilius sieben Tage lang vermißte, wunderte er sich sehr, wo er wol hingekommen sein möchte. Aber Virgilius war getödtet, und zwar von dem Knechte, den er so sehr geliebt hatte, und lag in dem Gewölbe. Da gedachte der Kaiser in seinem Sinne, Virgilius Diener zu fragen, wo sein Herr, Virgilius, wäre.

Und das that er auch, denn er wußte, wie Virgilius ihn vor allen Menschen in der Welt liebte. Dann antwortete der Diener dem Kaiser und sagte: »Hochgeehrter Herr, gefalle es Euer Gnaden, ich weiß nicht, wo er ist; denn es sind sieben Tage vorbei, da ich ihn das letztemal sah, und da ging er fort, ich kann nicht sagen, wohin, denn er wollte mich nicht mit sich gehen lassen.« Da ward der Kaiser über diese Antwort zornig und sagte: »Du lügst, falscher Dieb, aber wenn du mir nicht auf der Stelle sagst, wo er ist, will ich dich zum Tode führen lassen.« Ueber diese Worte erschrak der Mann und sagte: »Ehrwürdiger Herr, vor sieben Tagen ging ich mit ihm aus der Stadt zum Schlosse, und da ging er hinein, und da verließ ich ihn; denn er wollte mich nicht mit hineinlassen.« Dann sagte der Kaiser: »Geh mit mir zu dem Schlosse,« und so that er. Und als sie vor das Schloß kamen und hineintreten wollten, konnten sie nicht, weil die Flegel so schnell schlugen. Da sagte der Kaiser: »Laß die Flegel ruhen, daß wir hineingehen können.« Der Mann antwortete: »Ich weiß nicht das Mittel.« Dann sagte der Kaiser: »So sollst du sterben.« Und dann, aus Furcht vor dem Tode, drehte er die Schrauben um, und ließ die Flegel stillstehen, und der Kaiser ging mit allem seinen Gefolge in das Schloß, und suchte überall herum in jedem Winkel nach Virgilius. Und er suchte

so lange, bis sie zuletzt in das Gewölbe kamen und dort die Lampe über der Tonne sahen, in der Virgilius todt lag. Da fragte der Kaiser den Mann: »Wer ihn so verwegen gemacht habe, seinen Herrn Virgilius so zu tödten.« Und der Mann antwortete dem Kaiser kein Wort, und der Kaiser zog in großem Zorn sein Schwert und tödtete des Virgilius Mann. Und als dies gethan war, sah der Kaiser und all sein Volk ein nackendes Knäblein dreimal um die Tonne herumlaufen, welches sagte: »Verwünscht die Zeit, als ihr hierher kamt!« — und mit diesen Worten verschwand das Knäblein und wurde nicht wieder gesehen; und so blieb Virgilius todt in dem Fasse. Da war der Kaiser über des Virgilius Tod sehr betrübt, und eben so alle des Virgilius Verwandten, und so alle Schüler, die um die Stadt Neapel wohnten, und ganz besonders die Stadt Neapel; denn Virgilius war ihr Gründer, und sie ehrte ihn sehr. Dann gedachte der Kaiser, Virgilius Gut und Reichthümer zu erlangen, aber Niemand war so verwegen, daß er hineinzugehen wagte, um sie zu holen, aus Furcht vor den kupfernen Männern, die so schnell mit ihren eisernen Flegeln zuschlugen. Und so blieben Virgilius Schätze in dem Gewölbe. Und that auch Virgilius noch viele andere merkwürdige Dinge, die in diesem Buche nicht beschrieben sind. Und so gebe Gott uns

Gnade, daß wir in dem Buche des ewigen Segens stehen mögen.

So endete das Leben des Virgilius
mit vielen theuern Einfällen, die
er that. Gedruckt in der
Stadt Antwerpen von mir,
Johann Doesborke,
wohnend an dem
Kamer-Thore.

Pater Rusch.

Quis non legit
Quid frater Rauschius egit?

Einleitung.

Die ergötzliche Geschichte vom Pater Rusch ist ein sehr seltenes Buch, und wird von Ritson ein desideratum zur Erläuterung der Englischen Romantik genannt. Zwei Exemplare davon kennt man indeß jetzt, eins besitzt der Marquis von Stafford, das andere befindet sich in der Bibliothek des Bischofs Heber *); von letzterem wurde im Jahre 1810 ein Abdruck im Auszuge veranstaltet.

*) Walter Scott sagt bei Gelegenheit einer Note zu seinem Marmion, in dem er Canto IV. v. 1. vom Pater Rusch spricht: »die Geschichte vom Bruder Rusch ist ganz außerordentlich selten, und eine Zeitlang zog man sogar die Existenz eines solchen Buches in Zweifel, wiewol es ausdrücklich vom Reginald Scott in seiner: „Aufhellung der Zauberkunst" angeführt ist. Ich habe ein Exemplar in der werth-

Reginald Scott kannte den Pater Rusch, noch ehe die Geschichte seiner Streiche herausgegeben worden war, und setzte ihn in eine Klasse mit Robin Gutbursch, und beide finden wir neben einander in Harsenet's Erläuterungen, Cap. XX. p. 134, erwähnt: »und wenn der Quark- und Rahmnapf nicht für Robin Gutbursch, den Pater, und Sissa, die Milchmagd, bei Seite gestellt war, da wurde entweder die Suppe verbrannt, oder da wollte der Käse nicht gerinnen, oder keine Butter werden, oder das Bier im Fasse nicht gut gähren.« — Das alte Lied von den tollen Streichen Robin's Gutbursch indeß beweist ihre Identität noch deutlicher durch seine Anspielung auf eine Verwandlung, die wir in folgender Anführung berührt sehen:

---

vollen Bibliothek des Bischofs Heber, meines Freundes, gefunden, und finde in Beloe's literarischen Anekdoten, daß sich auch eins in der vortrefflichen Sammlung des Marquis von Stafford befindet.« — Er führt auch eine Stelle von Milton an, in welcher dieser von Bruder Rusch's Laterne spricht.

S. The poetical Works of Walter Scott, bei Vieweg, p. 349.

Oft kam ich ihnen wie ein Mann,
Oft wie ein Ochs, oft wie ein Hund,
Ich in ein Pferd mich wandeln kann,
Und trott' und tripple um sie rund.« —

In der That heißt er auch Robin Gutbursch, Puck oder Rusch, seine Streiche und Abzeichen sind immer dieselben, wie die des Helden dieser Romanze, »die Personification des bösen Princips,« wie es im Quarterly review, Bd. 22. S. 353 heißt. Er ist der Schottische Rothkapp, und der Sächsische Geist Hudken oder Hodeken, so genannt von einem Hödichen oder Hütchen, Käppchen, das er trägt, und das ebenfalls seinen Kopf bedeckt, wenn er in der Gestalt des Schwedischen »Nisse« erscheint. In dem ergötzlichen und unterhaltenden Werke, »die Feen-Mythologie,« Bd. 2. S. 68, wird uns erzählt, daß Hudeken sich in dem Palaste des Bischofs von Hildesheim aufhielt. Einer von den Küchenjungen in des Bischofs Küche hatte ihn mit Koth beworfen und mit faulem Wasser bespritzt. Hodeken beklagte sich darüber beim Meister Koch;

der lachte ihn aber aus und sagte: »Bist du ein Geist, und fürchtest dich vor einem kleinen Jungen?« Da sagte Hodeken: »Da ihr den Jungen nicht bestrafen wollt, so will ich euch in einigen Tagen zeigen, ob ich mich fürchte;« und ging im höchsten Zorne fort. Aber sehr bald nachher fand er den Jungen am Herde eingeschlafen, erdrosselte ihn, schnitt ihn auf, und steckte ihn in den Topf am Feuer.« — In Schweden nimmt Puck den Namen Nissegoddreng, oder »Nisse, der gute Knabe« an, und ist Gefährte von Tomtegubbe, oder »der alte Mann von der Hausstätte,« der von derselben Gattung ist. Von »Gubbe,« der alte Mann, als dem Namen eines Dämon, scheinen die Normänner Goblin oder Gobelin (gleichsam Gubbelein) gebildet zu haben, und entspricht der Spanische Duende, ein, besonders seiner Verwandlungsgabe wegen merkwürdiger, Dämon, in jeder Art dem Tomtegubbe, da, nach Covaruvias, dieser Name von Dueno de Casa, der Hausmeier, zusammengezogen ist.« —

Kehren wir indeß zu der Betrachtung der Gestalt zurück, unter der sich »unser fröhlicher Wanderer« unserer Aufmerksamkeit darbietet. Mit Recht können wir aus dem Zeugniß des Bruno Seidelius:

Quis non legit,
Quid frater Rauschius egit?

Paraemiae Ethicae Francof. 1589.

folgern, daß er sich einer sehr verbreiteten Popularität erfreut gehabt habe. Es giebt auch ein altes Dänisches Gedicht, welches handelt: »vom Bruder Rusch, wie er als Koch und Mönch im Kloster von Esserum Dienste thut« — und man kann füglich daraus abnehmen, daß es mit dem Englischen Mährchenbuche aus einer Quelle geflossen ist. Besonders merkwürdig ist, daß in dem Gedichte: »Rus« aufgeführt wird: »wie er eine Wanderung durch die Luft nach England macht, wo die Tochter des Königs von ihm besessen ist.« Die Kinder- und Hausmährchen der Gebrüder Grimm, Bd. 2. S. 84 und 89, enthalten ebenfalls zwei (in einigen Zeilen angedeutete) Mähr-

chen: »des Teufels russiger Bruder« und »der Teufel Grünrock,« welche wahrscheinlich denselben Ursprung haben.

Die Geschichte

vom

Pater Rusch,

wie er zu

einem Kloster kam, dort Dienste zu suchen, und, nachdem ihn der Prior aufgenommen, zuerst Unterkoch daselbst wurde.

Voller

vergnüglicher Fröhlichkeit und Ergötzlichkeit für junge Leute.

London bei Edw. All=de.

1620.

Pater Rusch.

Eine ergötzliche Geschichte, wie ein Teufel, Namens Rusch, zu einem Mönchskloster kam, dort einen Dienst zu suchen.

Ueber dem Meere drüben war einst ein Haus und Kloster geistlicher Leute gegründet und aufgebauet, und lag an der Seite eines großen Waldes, den Dienst des allmächtigen Gottes zu wahren, und täglich für die Wohlthäter und Gründer desselben, und für die Errettung ihrer eigenen Seelen zu beten. Durch die Stifter und andere wohlgesinnte Leute, die von ihren Gütern und Besitzungen reichlich hineinsteuerten, war das Kloster sehr reich geworden, und hatte darin Jedermann Gold und Silber, so viel er wollte, und hatten alle Speise und Trank in großem Ueberfluß, so daß sie ein so behagliches Leben führten und so viel hatten, daß sie nicht wüßten, was sie thun sollten und muthwillig und ausgelassen waren. Deshalb ward denn auch der Dienst des allmächtigen Gottes von ihnen nicht wohl versehen; denn oftmals sagten sie weder Messen noch Vespern, vergaßen in ihrer großen Sorglosigkeit

die Geschäfte, zu denen sie bei ihrem Profeß verpflichtet worden waren, und lebten mehr wie Thiere ohne Vernunft, als gleich Männern von gutem und heiligen Lebenswandel. Ja sie hielten sich Weibsbilder und lebten lasterhaft und verpraßten die Güter, die ihnen von gutem und wohlgesinnten Leuten gegeben worden, in Schlemmerei und Liederlichkeit. Als nun der große Fürst der Teufel, welche die Schutzpatrone aller Laster sind, von der großen Unordnung und dem schlechten Leben dieser geistlichen Leute hörte, berieth er sich mit ihnen, wie sie immer diese in solchem, und wo möglich noch in schlechterem Zustande erhalten möchten. Und waren folgende die Namen dieser Teufel:

Belphegor, das war der Fürst der Schwelgerei, Asmodeus, Fürst der Unzucht, und Beelzebub, der Fürst des Neides, und noch andere zusammen versammelte Teufel, die sich über die Ausschweifungen dieser geistlichen Leute freuten. Als sie nun alle in Eintracht versammelt waren, wählten sie einen Teufel aus, der hinuntergehen und unter diesen geistlichen Leuten wohnen sollte, um sie immer in ihrer unsaubern Lebensweise zu erhalten. Dieser Teufel ward nun in Gewänder wie ein Erdengeschöpf gesteckt, und kam zu dem Klosterhause, und stellte sich an das Gatterthor eine Zeitlang allein mit gebeugter Haltung hin. Innerhalb einer Weile kam der Prior an das Thor und sah, wie Rusch,

der junge Mann, da allein stand. Da sagte er zu ihm: »Was thust du hier, und was willst du?« Mit großer Ehrerbietung antwortete der junge Mann und sagte: »Herr, ich bin ein armer junger Mann, und bin außer Dienst, und wollte gern einen Herrn haben; und wenn es euch, Herr, gefiele, mich aufzunehmen, würde ich euch treu und fleißig dienen, und will ich alles so wohl machen, daß ihr und alle eure Brüder und das ganze Kloster Freude an mir haben sollt; denn ich werde alle eure Geheimnisse so wohl bewahren, daß ich hoffe, ich werde zu allen Zeiten eure Liebe und gute Gunst erhalten und aller der andern auch.«

Und als der Prior diese Worte gehört hatte, wurde er von Mitleid bewegt und sagte: »Gehe in die Küche zum Koch, und sage ihm, daß ich dich dahin geschickt habe, und bitte ihn, daß er dir sage, was du thun sollst; denn du magst da eine Zeitlang bleiben, bis etwas Besseres für dich abfällt.« Darauf machte der junge Mann dem Prior seine Verbeugung und dankte ihm, und ging zur Küche, wo er den Meister Koch fand. Da machte er diesem eine Verbeugung und sagte: »Herr, mein Gebieter, der Prior, hat mich zu euch hierher geschickt, und befiehlt euch, mir zu sagen, was ich zu thun habe; denn ich soll hier sein und euch helfen.« Der Meister Koch antwortete und sagte: »Seid willkommen.« Und darauf stellte er ihn zu der Arbeit,

die er zu thun hatte. Und so wurde der Teufel Unterkoch in dem Orte, den ihm der Fürst der Teufel angewiesen hatte. Und dann sagte er lachend zu sich selbst, wie folgt.

Dies waren die Worte des Teufels:

»Ich bin recht froh, daß mein Vorsatz so gut gelungen ist; denn nun ist mein Zweck ganz erreicht, und ich zweifle nicht, sie werden alle unser sein; denn ich will unter ihnen so viel Zank und Streit anstiften, daß sie nie in Eintracht und in Frieden sein sollen, und werde ich gute Stöcke machen, mit denen einer den andern schlagen soll, und oft sollen sie sich einander bei den Ohren kriegen, und so, daß man nie von einem solchen Lärmen in irgend einem Kloster in der Welt gesprochen noch gehört haben soll; aber ich selbst will mich so aufführen, daß ich in großer Gunst und Liebe bei ihnen stehe.«

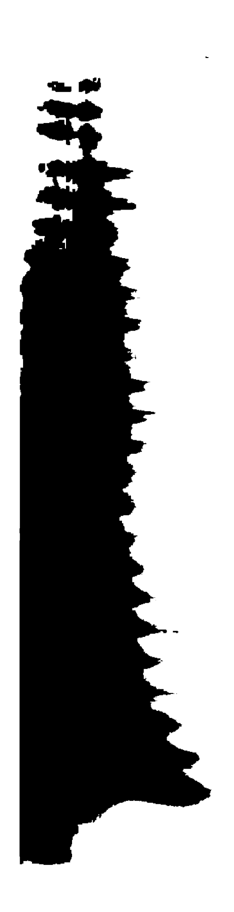
Ungefähr vier oder fünf Tage nachher begab es sich, daß der Prior in die Küche kam und hier den jungen Mann fand, und zu ihm sagte: »Wo bist du geboren und wie heißest du?« Der junge Mann antwortete und sagte: »Herr, ich bin sehr weit von hier geboren und heiße Rusch.« Da sagte der Prior zu ihm: »Rusch, kannst du Hunde zusammenkuppeln?« — »Ja, Herr,« sagte Rusch, »das kann ich recht gut, auch mehr noch als das, denn ich

kann auch Männer und Frauen zusammenbringen, das ist eine größere Meisterschaft, und so kann ich, Herr, wenn es nöthig ist, ein hübsches Weib in eure Zelle geleiten, und sie des Morgens früh wieder so heimlich nach Hause schaffen, daß es Niemand merken soll.« Und als der Prior Ruschen so sprechen hörte, war er recht erfreut über ihn und sagte: »Rusch, wenn du das thun kannst, was du gesagt hast, will ich dich sehr gut für deine Arbeit belohnen, und sollst du mein wohlbeliebter Diener sein. Deshalb bringe deine Arbeit zu Ende, denn du sollst bald einen kleinen Gang mit einer Botschaft für mich gehen;« und so ging er weg und begab sich zum Abendtisch. Und als Jedermann zu Abend gespeist, und Rusch alle seine Geschäfte in der Küche abgethan, ging er zu seinem Herrn, dem Prior, und fragte: »Herr, was ist euer Wille mit mir?« Der Prior antwortete und sagte: »Hier ein wenig zur Seite wohnt ein hübsches Edelweib, das ich sehr liebe, der ich aber nicht meine Gesinnungen selbst zu offenbaren wage. Wenn du daher Mittel finden kannst, sie heimlich zu mir zu bringen, so will ich dich tüchtig für deine Arbeit und Mühe belohnen.« Und als Rusch die Worte seines Herrn gehört hatte, und seine Absicht erkannt, antwortete er und sagte: »Herr, seid gutes Muthes, und überlaßt mir das nur allein; denn ich werde zu der Edelfrau Hause gehen, und will eure

Der

Es ist vernünftig,
gilius in der Stadt
hat, zu beschreiben.

Rom ist zu allen
Ruf gewesen, und die
zu ihrer Zeit. Aber
schlug seinen eignen
trotz dem, daß Remus
alle dazu gehörigen
nahm alle Schätze mit
hier an einen Fluß,
köstliche und reiche
nen und außen wohl
ausgeschnittenen Bild
Stadt ging unter
beirann, und diese
sten, und nannte er



e
ch
euch
wie
, und
gel ha=
« Dar=
euch, laßt
de, wartet
ngen sie mit
Zelle kamen.
en, war er der
nd bedankte sich
und Mühe. Und
r Zelle, und bewir=
n sie hier gut Essen
Und als sie sich gut
nd ließ den Prior und
r rettete sie dem Prior
ch in der Küche war,
ie froh bin ich doch, daß
Ende gebracht habe, und
de werden sich zusammen
n sie sind ja beide einig.
nder bemerkten, daß Rusch
war, und so guten Rath
en sie, er möchte sie eben so



Botschaft so gut ausrichten, daß sie diesen Abend zu euch kommen soll.« Und so verließ Rusch seinen Herrn und ging gradesweges zu seiner Edelfrau Hause. Und als er von ihr bemerkt wurde, erwies er ihr sehr zierliche Höflichkeiten und sagte mit vielen Bücklingen diese Worte.

Wie der Teufel, Namens Rusch, zu einer Edelfrauen Hause kam und sie heimlich in seines Herrn Zelle brachte.

»Ich grüß' euch, schöne Dame; ihr seid das schönste Geschöpf in der Welt. Mein Herr empfiehlt sich euch durch mich, und wünscht, ihr möchtet zu ihm kommen und mit ihm sprechen.« Da sagte die Edelfrau zu Rusch: »Wer ist euer Herr, und was will er von mir?« — »Schöne Dame,« sagte Rusch, »ich will euch sagen, mein Herr ist der Prior in dem geistlichen Hause hier zur Seite, und liebt euch so sehr, daß wenn ihr nicht diese Nacht zu ihm kommt, weiß ich, wird er sich todt grämen.«

Hier folgt die Antwort der Edelfrau.

Und als die Edelfrau Ruschens Worte vernommen, antwortete sie und sagte: »Schöner Herr, es wäre sehr Schade, wenn der edle Herr meinetwegen sterben sollte; ehe er denn das für mich thue, will ich doch zu ihm kommen, und ihm alles Freundliche erzeigen, was ich kann.« Rusch war über

diese tröstlichen Worte sehr erfreut und dachte, daß dieser Streich ihm wohl geglückt wäre, und sagte zu ihr: »Schöne Dame, gefalle es euch doch, euch zu bemühen und mit mir zu gehen, ich werde euch dann gleich zu meinem Herrn bringen, und, wie ich vermuthe, wird er euch sehr gut bewirthen, und an Gold und Silber sollt ihr keinen Mangel haben; denn daran hat er großen Ueberfluß.« Darauf sagte die Edelfrau: »Herr, ich bitte euch, laßt uns schnell forteilen, denn wie ich glaube, wartet der edle Herr lange auf uns.« So gingen sie mit einander fort, bis sie zu des Priors Zelle kamen. Und als der Prior sah, daß sie kamen, war er der erfreuteste Mann in der Welt, und bedankte sich sehr bei Rusch für seine Arbeit und Mühe. Und so empfing sie der Prior in seiner Zelle, und bewirthete sie hier gut, und hatten sie hier gut Essen und Wein in großer Fülle. Und als sie sich gut erfrischt, ging Rusch fort und ließ den Prior und die Edelfrau allein, und hier rettete sie dem Prior das Leben. Und als Rusch in der Küche war, sagte er zu sich selbst: wie froh bin ich doch, daß ich diese Sache so gut zu Ende gebracht habe, und zweifle ich nun nicht, beide werden sich zusammen ordentlich ergötzen, denn sie sind ja beide einig. Und als die andern Brüder bemerkten, daß Rusch solch heimlicher Geselle war, und so guten Rath geben konnte, wünschten sie, er möchte sie eben so

unterstützen, und das that er auch; denn er brachte Jedermann das Frauenzimmer, das er am meisten wünschte, worüber sie sich sehr wunderten. Aber sie waren so von Unwissenheit verblendet, daß sie niemals merkten, er sei ein wirklicher Teufel, sondern Jedermann hatte ihn in Liebe und Gunst.

Wie Bruder Rusch den Meister Koch in einen Kessel mit siedendem Wasser an dem Feuer warf, worin er starb.

Es geschah eines Tages, daß Rusch fortging, sich zu ergötzen, und es schon sehr spät war, ehe er wieder nach Hause kam, und der Koch sehr böse war, daß er so lange abwesend gewesen. Und sobald Rusch in die Küche eingetreten war, fing der Koch an zu schelten, und sagte zu ihm: »Du schlechter Knabe, wo bist du so lange gewesen?« und ergriff einen großen Stock und schlug Ruschen sehr. Und als Rusch sah, wie der Koch so böse und so ganz unvernünftig war, und daß er ihn so sehr geschlagen, begann er sich heftig mit dem Meister Koch zu zanken, und sagte zu ihm: »Du schlechter Schurke, warum hast du mich so geschlagen, ich will mich an dir rächen;« und er griff ihn schnell mit seinen Armen und warf ihn in einen großen Kessel, der voll siedenden Wassers am Feuer stand, und sagte: »Liege du hier in des Teufels Namen, und sollst du mit mir weder kämpfen, noch zanken;« und so tödtete Rusch den Meister Koch. Dann, als

er dies gethan, entfernte er sich aus der Küche und begab sich zur nächsten Stadt, um das schöne Weib wieder für seinen Herrn zu holen. Und in seiner Abwesenheit kamen einige Brüder in die Küche, um mit Rusch zu sprechen, aber da sie keinen sich regenden Menschen drin fanden, stellten sich einige an den Küchenherd hin, um zu warten, bis Rusch wiederkäme. Und als sie im Gespräch am Feuerherd standen, entdeckten sie einen Mann in dem am Feuer siedenden Kessel. Und da sahen sie denn, daß es der Meister Koch war, worüber sie heftig erschraken. Und mit großem Geschrei liefen sie zu dem Prior und sagten ihm, daß der Meister Koch sich selbst in der Küche in einem am Feuer siedenden Kessel ersäuft hätte. Und in derselben Zeit kam Rusch zu Hause und hatte die Frau in seines Herrn Zelle gebracht. Und nun benachrichtigten die Brüder Ruschen von dem großen Unglücke, das den Meister Koch in der Küche befallen hätte, und dieser stellte sich, als ob er darüber sehr betrübt sei und davon nichts wüßte; und da er sehr in Liebe und Gunst bei dem Prior und allen Brüdern stand, hatte ihn Niemand in Verdacht wegen dieser That, und des Meisters Koch wurde nicht weiter gedacht. Darauf befahl der Prior, Rusch sollte nun zum Koch gemacht werden, und das ganze Kloster war darüber sehr erfreut, und auch er selbst, denn er dachte, wie er nun seine Streiche ganz nach seinem

Sinne, und wie er wollte, gehen lassen könnte. Da wurde Rusch Meister Koch in der Küche, und bereitete ihre Speisen bewunderswürdig gut, denn im Fasten und im Advent, an Freitagen, wie auch an andern Tagen, that er Speck in ihren Suppennapf, und machte damit die Suppen so wohlschmeckend, und richtete überhaupt die Speisen so köstlich zu, daß der Prior und alle Brüder sich sehr darüber wunderten, daß er alles so gut machte, und alle sagten, er mache alles weit besser, als ihr früherer Meister Koch, und daß er ein weit geschickterer Mann in seinem Geschäfte wäre, und sein Amt viel besser versähe. So behielt Rusch dieses Amt sieben Jahre lang, und verwaltete es sehr gut, und stand bei Jedermann in Liebe und Gunst.

Dann begab es sich eines Tages, daß der Prior und seine Brüder zusammen in einem Convent versammelt waren, und als sie im Gespräch bei einander standen, erinnerte der Prior an Rusch und sagte darauf zu seinen Brüdern: »Freunde, wir haben hier den Rusch, der Meister Koch in unserer Küche ist, und ist er so ein alter Diener und hat bei uns sein Amt sehr treu und fleißig verwaltet, und länger bei uns als jeder andere Diener, den wir jemals hatten, ausgehalten. Deshalb däucht es mich Recht, daß er in einen andern Dienst befördert und zum Bruder unter uns aufgenommen

werde.« Darauf sagten alle im Convent mit einer Stimme, sie wären es zufrieden, daß es so sein sollte. So schickte der Prior zu Rusch, und als er vor ihm und allen Brüdern erschienen war, sagte der Prior: »Rusch, es ist so: du bist lange Zeit hier gewesen, und haben wir dich bisher als einen fleißigen und treuen Diener befunden, deshalb wollen wir, daß du befördert wirst und dir ein Kleid anthust, wie wir anhaben, und daß du ein Bruder unter uns bist.« Rusch antwortete und sagte: »Mein Meister, ich danke euch Allen.« Und dann gab der Prior an Rusch ein Kleid und warf es ihm um, und so wurde Rusch ein Bruder im Kloster, behielt aber sein Amt immer bei.

Wie Pater Rusch Knüttel für die Brüder machte.

Als Rusch das Kleid eines Paters angethan hatte und ein Bruder im Kloster geworden war, hatte er mehr freie Tage, als zuvor. Und wie ein König oder großer Fürst Rüstungen zum Kriege betreibt, gleicher Weise that Pater Rusch. Denn wenn er alle Geschäfte in der Küche gethan, und Muße hatte, ging er und setzte sich an die Thüre der äußern Pforte, und machte dort einen tüchtigen Haufen eichener Knüttel. Und er verfertigte sie mit Gefäßen über der Hand, damit sie nicht abglitschten. Darüber wunderten sich die andern Brüder sehr und fragten ihn, warum er Knüttel mache.

Rusch antwortete und sagte: »Schöne Herren, ich mache sie deshalb, daß wir Waffen haben, um uns, wenn etwa Diebe herkämen, uns zu bestehlen und unsern Ort zu plündern, zu vertheidigen. Und deshalb mache ich sie. Und überdieß, wenn irgend Jemand eines bedarf, mag er nur zu mir kommen, er soll dann einen erhalten, und sollen sie alle eines Befehls gewärtig sein.« Darauf dankten die Brüder und gingen fort. Dann begab es sich eines Tages, daß der Prior und Subprior sich entzweiten und sich mit einander gebalgt hätten, wenn sie sich nicht geschämt. Dennoch blieb der Groll immer in ihrem Herzen, und geschah Alles wegen eines Weibsbildes. Eine Weile nach diesem Zanke verbreitete sich unter den Brüdern, der Prior und der Subprior wären uneinig geworden, weshalb sie in ihren Herzen mit einander grollten. Die nun den Prior liebten, nahmen dessen Partei, und die den Subprior liebten, waren auf seiner Seite, und so grollten alle unter einander. Darauf beschlossen sie im Innern, ihren Streit zu einer oder der andern Zeit zu rächen, und, um auf desto sicherere Weise ihren boshaften Zwecken und zornigen Gesinnungen zu genügen, ging einer nach dem andern zum Pater Rusch und borgte sich heimlich Knüttel; so daß nicht ein Bruder im Kloster war, der nicht einen gehabt hätte; und gingen sie niemals ohne Knüttel unter ihren Gewändern, aber verbargen sie so sorg-

fältig, daß Niemand wußte, wie der andere einen habe. Und als Pater Rusch alle seine Knüttel ausgeliehen, war er im Herzen sehr fröhlich; denn er wußte sehr wohl, es würde zu einer oder der andern Zeit eine wackere Schlägerei unter ihnen vorfallen. So geschah es nachher, wie es allgemeiner Brauch unter geistlichem Volk an hohen Festen ist, einen feierlichen Gottesdienst zu halten, und alle sich zu Mitternacht zur Messe zu versammeln, daß in einer guten Nacht das ganze Kloster in der Kirche zusammen und bereit war, die Messe zu beginnen, und nur noch auf den Prior wartete. Der Prior kam dann in die Kirche und setzte sich an seinem Platze nieder, und als er sich umsah, bemerkte er, daß der Subprior, mit dem er im Herzen noch immer über ihren alten Streit grollte, gegenwärtig war; da dachte er in seinem Sinne, er könnte sich wol zu keiner gelegenern Zeit rächen, und stand plötzlich von seinem Sitze auf, und ging zu dem Subprior und gab ihm eine tüchtige Ohrfeige mit seiner Faust; und der Subprior, den der Streich heftig verdroß, ging wieder auf den Prior los und gab ihm wiederum eine Ohrfeige, und darauf bekamen sie sich tüchtig bei den Ohren. Und als die andern Brüder das sahen, stand Jedermann von seinem Sitze auf, und zog seinen Knüttel hervor, und nun kamen sie Alle aneinander. Wer dabei gewesen wäre, hätte manche gute Kopfnuß von bei-

den Seiten geben sehen können. Und als Bruder Rusch alle im Handgemenge erblickte, husch, blies er die Leuchter und Lampen, die in der Kirche brannten, aus, und ließ keine Art Licht übrig, mit dessen Hülfe sie einander hätten sehen können, und nachdem er das gethan, nahm er seinen Knüttel in die Hand, und ging in das Chor mitten in den dichtesten Haufen der Brüder, die sich wohlgemuth ohne Licht schlugen, und legte hier so lustig los, daß er Viele von ihnen zu Boden schlug und sie für todt liegen ließ. Nachdem er das gethan, stahl er sich von ihnen weg, und auf seinem Wege fand er im Portal des Chors ein altes großes Schreibpult stehen, und dies Schreibpult nahm er nun zwischen seine beiden Hände, und warf es über das Chor über alle Brüder herab, und verletzte Viele so sehr, daß Einige ein Bein zerbrachen, Andere einen Arm, Anderen die Nasen im Gesicht abgeputzt wurden, daß das Blut ihnen in den Mund rann, nnd auch an Löchern in den Köpfen, und verletzten Schädeln war Ueberfluß vorhanden, denn Keiner kam ohne Wunde davon. Wer dabei gewesen wäre, möchte einen guten Zeitvertreib gehabt haben, die Brüder aus dem Chore herauskriechen zu sehen; und anstatt »domine labia« schrieen sie »Ach und Weh!« Als die Schlacht vorüber und der Lärm gestillt war, kam Rusch mit einer Leuchte in der Hand herbei, und stellte sich,

als ob er nichts davon gewußt hätte und sagte: »Pfui der Schande, ihr Herren, wie konnte dieser Zank unter euch selber vorfallen! Jetzt sehe ich wol, ihr nehmt auf eure Ehre und auf den guten Namen eures Klosters keine Rücksicht. Alle Welt wird sagen, ihr seid weder ehrenvolle, noch gute geistliche Leute, und würde mich selbst ekeln, solche Worte zu hören, und kann ich's nicht ertragen, daß euer Kloster so in Verruf kommen soll; deshalb bitte ich euch, gute Herren, besänftigt eure Gemüther, und legt die Sache in meine Hände; ich werde so viel thun, daß Alles gut gehen soll, und ihr wieder gute Freunde werdet, und kein Wort mehr davon gesprochen werden soll.« Darauf beklagte er jeden wegen seiner großen Wunden, und stellte sich sehr betrübt darüber. Und dann gingen die, welche gehen konnten, wieder zu ihren Zellen, und die nicht gehen konnten, krochen hinauf, so gut sie konnten, und legten sich in ihre Betten, und lagen hier still, bis sie wieder ganz gesund waren. Und in der Zeit von drei Wochen sangen sie weder Messen noch Vespern, noch gingen sie in die Kirche. Denn Alles wurde ausgesetzt, da sie aus Scham den Vorfall nicht bekannt werden lassen durften. Und als Alle wieder ganz waren und Jedermann wieder auf seinen Füßen und aus dem Hause gehen konnten, brachten sie ihre Knüttel wieder zum Bruder Rusch, und dankten ihm

sehr; und da sagte Bruder Rusch zu ihnen: »Ihr Herren, wenn ihr sie wieder nöthig habt, sollen sie wieder zu eurem Befehle stehen;« wofür sie ihm dankten und davongingen. Als Bruder Rusch sah, daß sie fort waren, und er alle seine Knüttel wieder hatte, lachte er bei sich selbst und sagte: Ei, wie bin ich doch erfreut, daß meine Streiche so prächtig gelingen; denn manches Unheil habe ich schon angerichtet, seit ich zuerst herkam, und doch will ich noch weit mehr thun, ehe ich fortgehe. Denn machen will ich, daß sie verdammt werden, und ihre Seelen und ihre Körper will ich in das brennende Höllenfeuer bringen, daß sie da in Ewigkeit bleiben, und von mir noch ein tausend Jahr nachher gesprochen werden soll.

Wie Pater Rusch den Wagen mit Theer beschmutzt, und wie er sich auf dem Lande bewirthen läßt.

Zu einer andern Zeit begab es sich, daß der Prior eine Reise in die Umgegend, eines kleinen Geschäfts wegen, das er da zu thun hatte, machen wollte, weshalb er Ruschen, seinen Diener, herbeirief und ihm sagte: »Rusch, gehe doch in den Hof und nimm eine Schüssel mit Wagenfett mit und schmiere die Räder und Achsen, und mache Alles zu morgen bereit; denn ich muß morgen bei Zeiten fortfahren.« Darauf ging Rusch von seinem Herrn weg, und begab sich an sein Geschäft. Aber anstatt

Fett nahm er ein großes Gefäß voll Theer, und bestrich den Wagen damit über und über, sowol innen als außen, und besonders an der Stelle, wo der Prior sitzen sollte; und als er dies gethan, ging er wieder in seines Herren Stube. Da fragte ihn der Prior, ob er das gethan, was er ihm befohlen. »Ja,« sagte Rusch, »ihr könnt fahren, wann ihr wollt;« und so gingen sie zu Bette. Am Morgen darauf aber stand der Prior und Rusch, sein Diener, mit seiner andern Gesellschaft sehr zeitig auf, um ihre Reise anzutreten, und begaben sich zu ihrem Wagen; und als der Prior hineingestiegen war, merkte er erst, wie er angeführt und beschmutzt war, und alle seine Kleider damit beschmiert waren. Darauf sagte er zu Rusch: »Du böser Bube, was hast du mit dem Wagen gemacht, daß ich so darin zugerichtet bin?« Rusch antwortete und sagte: »Herr, ich habe nichts gethan, als was ihr mir befohlen habt.« — »Das ist nicht,« sagte der Prior, »denn ich befahl dir, Fett zu nehmen, und nur die Räder und Achsen zu schmieren, doch du hast Theer genommen, und es über den ganzen Wagen, innen und außen, weggestrichen. Warum hast du das gethan?« — »Herr,« sagte Rusch, »ich hatte euch so verstanden.« Und als der Prior sah, daß es nicht anders ging, befahl er seinen Dienern, einen andern Wagen bereit zu machen, und während dessen ging er in seine Kammer und zog ein

anderes Kleid an, und ging dann wieder zurück, und stieg in den Wagen und begab sich auf den Weg, und sie fuhren so, daß sie ans Ziel ihrer Reise kamen. Und als sie in ihre Herberge gelangt waren, bestellte sich der Prior sein Abendessen, und sogleich war jedes bereit, und der Hauswirth und der Prior setzten sich zusammen zum Abendessen nieder und hielten ein gutes Mahl; und dann forderte der Prior von dem besten Weine, und sogleich ward seinem Befehle genügt. Und als der Wirth und der Prior zu Abend gespeist hatten, setzten sich Rusch und seine Genossen zu den Ueberbleibseln, die ihr Herr übrig gelassen, doch hatten sie keinen Wein. Darüber war Rusch sehr unwillig und überlegte immer, durch welche List er sich Wein verschaffen möchte. Sogleich rief er die Hausfrau herbei und sagte: »O Herrin, ich bitte euch, füllt mir doch eine Flasche Wein für mich und meine Gesellen;« und das that sie, und als sie fortgegangen war, forderte er eine andere, und dann rief er nach der dritten; und so beschlossen sie ihr Abendbrod. Am andern Morgen nun, als der Prior alle seine Geschäfte abgethan, und im Begriff war, nach Hause zurückzukehren, forderte er seine Rechnung. Und sogleich kam die Wirthin und gab ihm von Allem Rechnung, sowol Pferdezehrung als Menschenzehrung, und zuletzt führte sie noch die drei Flaschen Wein auf, die Rusch und seine Gesellen

gehabt hatten. Und als der Prior hörte, daß seine Diener so viel Wein getrunken, fing er sehr heftig zu schelten an, und fragte sie, wer ihr befohlen habe, so vielen Wein einzuschenken? Die Frau antwortete und sagte: »Rusch, euer Diener, befahl mir, ihn einzufüllen und sprach, ihr würdet dafür bezahlen.« Da rief der Prior sogleich Ruschen herbei und sagte zu ihm: »Du böser Bube, warum hast du so vielen Wein getrunken? Dir und deinen Gesellen soll wol nicht weniger als zehn Flaschen aufgetragen werden?« — »Herr,« sagte Rusch, »wir haben nicht so viel getrunken, denn zwei von den Flaschen haben eure Pferde bekommen.« — »Meine Pferde?« sagte der Prior, »was thun meine Pferde mit Wein?« — »Ja, Herr,« sagte Rusch, »eure Pferde arbeiteten mehr, als wir, und waren sehr erschöpft, und hatten doch nichts als Heu und Hafer; da dachte ich, es sei nothwendig, ihnen zu ihrem schlechten Mahle etwas Gutes zu trinken zu geben, um ihr Gemüth wieder aufzufrischen und ihr Herz zu stärken, und sie damit muthiger zu machen, euch wieder nach Hause zu bringen.« Und als der Prior diese Antwort Ruschens gehört, und keinen andern Ausweg als Geduld sah, bezahlte er den Wein und Alles, was sie hier verzehrt hatten, und so fuhren sie in seinem Wagen heim; und Bruder Rusch reiste mit seinem Herrn niemals wieder.

Wie der Prior Ruschen zum Küster unter den Brüdern machte, und wie er ihm befahl, ihm anzuzeigen, wie viel Brüder bei der Mitternachtmesse fehlten.

Als der Prior nach Hause gekommen war, machte er den Bruder Rusch zum Küster in der Kirche, und sein Amt war, die Glocke zu läuten und die Lichter anzustecken, und die Brüder zu den Mitternachtmessen zu rufen. Auch befahl der Prior Ruschen, er möchte gut Acht haben, daß Keiner von den Brüdern die Messe versäume, und wenn sie dies thäten, das ihm anzuzeigen. Darauf sagte Rusch zu seinem Herrn: »Herr, alle eure Befehle sollen ausgerichtet werden;« und so gingen sie aus einander. Und ungefähr drei oder vier Nächte nachher entdeckte Rusch, daß einige von den Brüdern abwesend waren, merkte sie sich wohl, und zeigte sie den Morgen nachher dem Prior an, und sogleich ließ sie der Prior vor sich kommen und gab ihnen einen Verweis, daß sie abwesend gewesen wären. In geringer Zeit hatte Rusch sie alle angezeigt, was große Spannung zwischen ihnen und dem Prior verursachte. Als sie bemerkten, daß Rusch sie so verklagt habe, faßten sie großen Haß gegen ihn, doch konnten sie ihrer Lage nicht helfen; denn sie hatten so große Furcht vor ihm, daß Niemand nachher abwesend zu sein wagte, sondern der sich glücklich schätzte, der zuerst auf dem Chore war. Als Rusch merkte, daß die Brüder sich so sehr vor

ihm in Acht nahmen, beschloß er, ihnen einen Streich zu spielen. Und in einer Nacht ging er, kurz vorher, ehe er zur Messe läuten sollte, und brach die Stufen am Schlafzimmer ab, und als er damit fertig war, ging er, zur Messe zu läuten, und die Lichter und Lampen in der Kirche anzuzünden; darauf kam er ins Schlafzimmer und weckte die Brüder, und dann ging er und setzte sich an den Stufengang, wie gewöhnlich. Nur eine Weile hatte er hier gesessen, da kam zuerst Einer, der an keine Verletzung dachte, sondern gesetzt auf das Chor zu gehen gedachte, wie gewöhnlich, und als er zu den Stufen kam, — hinunter fiel er, und that einen erschrecklich großen Fall. Da sagte Rusch: »das war Einer.« Sogleich kam ein Anderer, und gleicherweise — hinunter fiel er, und that einen heftigen Fall. »Das sind zwei,« sagte Rusch. Alsbald kam ein dritter Bruder, der einen mächtig großen Bauch hatte und ein großer Mann war, und sehr eilte, weil er schon der Letzte zu sein fürchtete, und als er zu den Stufen kam, — hinunter fiel er auf seiner Gefährten Nacken, und war er so groß und schwer, daß er seine Genossen, die unter ihm lagen, übel zurichtete. »Du machst drei,« sagte Rusch. Und dann kamen sieben oder acht zusammen, und fielen Alle auf einmal hinunter. »Sachte doch, ihr Herren, schämt euch doch,« sagte Rusch, »ihr kommt zu viel auf einmal; ihr seid nicht gewohnt, so zu

eilen; aber jetzt merk' ich wol, ihr wollt mich betrügen, und Einer will den Andern entschuldigen, und ihr kommt deshalb so dick, um mich in meinem Zählen irre zu machen; wie soll ich nun dem Prior von denen Rechenschaft geben, die abwesend sind. Wahrlich, ich kann euch nicht zählen; ihr seid zu pfiffig für mich; ich wollte, ein Anderer hätte mein Amt.« Und so stellte er sich, als wenn er sehr böse auf sie wäre. Dann standen die von den Brüdern, die noch gehen konnten, wiewol mit großer Pein, wieder auf und kamen hinkend auf den Chor, und die, welche zuerst gefallen waren und unten lagen, waren heftig verletzt und konnten nicht gehen, besonders der Bruder mit dem großen Bauche nicht. Doch trotz dem krochen sie auf den Chor, so gut sie konnten. Und als sie alle im Chore bei einander versammelt waren, klagte Jeder von ihnen über seine schweren Wunden, und so begann die Messe. Und wer dabei gewesen wäre, würde einen schwerfälligen und traurigen Gesang gehört haben; denn sie waren nicht fröhlichen Herzens, ihre Pein war zu groß. Nach der Messe gingen die, welche gehen konnten, in ihre Zellen hinauf, und die nicht gehen konnten, blieben die ganze Nacht still in dem Chore. Am Morgen wurde der Prior von dem großen Unglücke, das die Brüder in der Mitternacht befallen hatte, unterrichtet. Der Prior war über dieses Unheil sehr ärgerlich und zornig,

und dachte gleich, daß Rusch es gethan hätte; denn er hatte schon vorher verschiedene Male böse Streiche gemacht. Darum ließ der Prior Ruschen rufen, mit ihm zu sprechen; und als er kam, sagte der Prior: »Wie befiel doch die Nacht die Brüder das Unheil, daß sie so sehr beschädigt wurden?« — »Herr,« sagte Rusch, »ich will's euch erzählen; es ist euch nicht unbekannt, daß, als ihr mich in dieses Amt einsetztet, ihr mir befahlet, euch zu benachrichtigen, wenn einige von meinen Brüdern die Messe versäumten, und so habe ich verschiedene Male gethan, weshalb ihrer viele von euch getadelt und gescholten wurden. Deshalb wollen sie mir sehr übel, und würden mich gewiß vom Amte verdrängen, wenn sie wüßten, wie? Und um ihren Wunsch erfüllt zu sehen, suchen sie euch gegen mich aufzubringen; nun will ich euch sagen, was sie diese Nacht gethan haben. Herr, es ist so: ich läutete, als es Zeit war, die Meßglocke, und steckte die Lichter an und setzte Alles in Bereitschaft, und nachdem ich das gethan, ging ich ins Schlafzimmer zu Jedermanns Lager und weckte sie auf. Dann ging ich und stellte mich an den Stufengang, um sie, wie gewöhnlich, zu zählen, wenn sie herunterkämen, und um zu wissen, wer zur Messe käme und wer nicht; und aus Bosheit, daß ich sie nicht zählen sollte, kamen sie alle auf einen Haufen, und vor Hast stieß

Einer den Andern die Stiegen hinunter, und der den größten Bauch hatte, that den größten Fall; nun, wenn sie sich selbst beschädigten, was kann ich dafür?« Und als der Prior Ruschens Worte gehört, wußte er gar nicht, was er sagen sollte, sondern, um alle künftigen Plackereien und alles Unheil zu vermeiden, nahm er ihm das Amt ab, und setzte ihn wieder in die Küche. Und als er hier allein war, lachte er bei sich selbst und sagte: Ei, wie habe ich diesen Streich prächtig durchgeführt und mich so vortrefflich deshalb beim Prior entschuldigt; aber ich will schon noch mehre machen, ehe ich fortgehe.

Wie Rusch auf sein Vergnügen ausging und weit weg war, und auf seinem Nachhausewege eine Kuh fand, und sie in zwei Theile theilte, die eine Hälfte auf seinen Nacken nahm und heimtrug, die andere liegen ließ, und wie er sie nachher für den Abendtisch der Brüder zubereitete.

Es geschah einst, daß Rusch, nachdem er alle seine Arbeit in der Küche gethan, auf's Land gehen wollte, um sich zu ergötzen, und die Zeit in guter Gesellschaft zu verbringen. Als er auf seinem Wege hinschlenderte, kam er von Ungefähr in ein Dorf, welches etwa zwei oder drei Meilen von dem Orte, wo er wohnte, ablag; und als er in das Dorf hineingekommen war, sah er sich in jedem Winkel rund herum um, ob er nicht eine Gesellschaft fände, mit

der er fröhlich sein möchte. Und endlich entdeckte er ein Bierhaus und trat hinein, und fand hier gute Gesellen beim Kartenspiel, Trinken und sonstigem Gelag. Rusch machte es wie sie, setzte sich unter sie und trank mit den Spielern. Und dann spielte er auch, und war so fröhlich, wie irgend ein Mensch in der Gesellschaft. Und er spielte so lange und verbrachte die Zeit, daß er ganz vergaß, was er zu Hause zu thun hatte, der Tag schwand schnell vorbei, und die Nacht brach herein. Jetzt sah Rusch auf und bemerkte, daß es schon tiefe Nacht war, erinnerte sich, daß zu Hause nichts für des Priors und des Convents Abendtisch bereit, und daß es beinahe Abendbrodszeit sei; deshalb hielt er es für Zeit, von da fort zu gehen. So bezahlte er seine Zeche und beurlaubte sich, und ging nach Hause; und auf seinem Wege fand er eine im Felde grasende Kuh, und schnell theilte er sie in zwei Theile, und ließ die eine Hälfte still liegen, die andere nahm er aber auf den Nacken und trug sie heim, und richtete sie schnell zu; Einiges steckte er in den Topf, Anderes an den Spieß, und machte ein großes Feuer, und bereitete eine vortreffliche Suppe und röstete den Braten sehr gut, und beeilte sich so, daß Alles zur gewöhnlichen Abendmahlzeitstunde fertig war. Da wunderten sich der Prior und alle Brüder sehr, daß er Alles so schnell fertig und doch so gut gemacht hatte. Denn sie wußten, daß er so spät nach

Hause gekommen war; denn einige Brüder waren sehr kurz zuvor in der Küche gewesen und hatten weder Koch noch Feuer gesehen, noch irgend etwas zum Abendbrodte vorbereitet gefunden; deshalb priesen sie Ruschen sehr und sagten, daß er sehr geschickt in seinem Dienste wäre.

Wie ein Pächter des Priors seine Kuh sucht, und wie er auf dem Rückwege verirrt und in einem hohlen Baume zu liegen gezwungen ist, und von der Erscheinung, die er hat.

Es war aber ein armer Landwirth, der wohnte hier bei Seite, und war einer von des Priors Pächtern. Derselbige arme Mann hatte eine Kuh weit in den Feldern, die jeden Abend zu gewisser Stunde nach Hause zu kommen gewohnt war, und nie fehlte. Aber zuletzt traf sie ein Unglück; denn Bruder Rusch hatte sie, als sie auf dem Felde stand, getödtet, und so hielt sie die Stunde nicht, wo sie gewöhnlich nach Hause kam. Und als der arme Mann sah, daß seine Kuh nicht nach Hause kam, so dachte er in seinen Gedanken, es würde mit ihr wol nicht gut stehen, und ging sofort an einem Abende, seine Kuh zu suchen, und mühte sich so lange in den Feldern herum, bis er die eine Hälfte seiner Kuh da liegen fand; aber die andere Hälfte war rein weg, und war sie so genau in zwei Hälften getheilt, daß er sich in seinem Sinne vorstellte, das könnte unmöglich anders

als von Menschenhand gethan worden sein; denn wenn irgend ein wildes Thier es gethan hätte, würde es wol das Fleisch geraubt haben. So kehrte er wieder nach Hause zurück. Aber ehe er die Hälfte Wegs gegangen war, wurde die Nacht so finster, daß er nicht sehen konnte, welchen Weg er ging; ein Haus konnte er nicht finden, da kam er zuletzt an einen hohlen Baum, und in diesen setzte er sich hinein, und gedachte hier den übrigen Theil der Nacht zuzubringen. Nur eine kleine Weile hatte er aber hier gesessen, als sich alsbald eine Gesellschaft Teufel hier versammelte, die den großen vornehmsten Meister, der Lucifer hieß, unter sich hatten; und dieser war der erste, der sprach; und der erste der angeredet wurde, war ein Teufel, mit Namen Belzebub, und Lucifer sagte mit lauter Stimme zu ihm: »Belzebub, was hast du für uns gethan?« Belzebub antwortete und sagte: »Herr, ich habe Zank und Streit zwischen Bruder und Schwester angestiftet, so daß einer den andern erschlagen hat!« — »Das ist wohl gethan,« sagte der Teufelmeister, »du sollst für deine Arbeit gut bezahlt werden.« Dann riefer weiter einen andern Teufel, mit Namen Incubus, und erfragte von ihm, was er gethan habe. »Herr,« sagte Incubus, »ich habe großen Zank und Streit zwischen zwei Lords angestiftet, deswegen sie großen Krieg geführt haben, und sind da viele Menschen erschlagen worden.« Da sagte der Teufelmeister: »du

bist uns ein treuer Diener, du sollst tüchtig für deine große Arbeit und Mühe belohnt werden". Dann sagte der große Meister zu einem andern Teufel, Namens Norpell: »Was hast du gethan für uns?« »Herr,« sagte Norpell, ich »bin unter Würfel- und Kartenspielern gewesen, und habe bewirkt, daß sie manchen schwern Eid schworen und einer den andern betrog, und ferner habe ich Zank und Streit zwischen Mann und Weib angestiftet, und verursacht, daß das Weib ihres Mannes Kehle abschnitt.« — »Dies war wohlgethan,« sagte der Meister, »du sollst für deine Mühe gut belohnt werden.« Dann kam ein andrer Teufel, Namens Downesnest, und sagte: »Herr, ich habe zwei alte Weiber zu so heftigem Kampfe untereinander gebracht, daß sie sich so einander um den Kopf schlugen, daß ihnen die Augen ausflogen.« — »Das war wohlgethan,« sagte der Teufelmeister, »mit vielem Danke sollst du für deine Mühe bezahlt werden.« Dann kam Bruder Rusch lustig zum Vorschein und sagte: »Meister, ich bin in einem geistlichen Hause, und lenke den Prior und seinen Convent wie ich nur will, und haben sie mich in großer Liebe und Gunst; denn ich verschaffe ihnen viele große Vergnügungen, und bringe jedermann schöne Weiber, wenn er Lust hat, und habe verschiedenemale viel Zank und Streit unter ihnen angestiftet, und ihnen Knüttel zugeschnitten, sich eineinander die Köpfe und Arme und Beine zu zerschla-

gen; doch will ich noch mehr unter ihnen anrichten, ehe ich aus dem Orte fortgehe; denn ich will so viel Zank und Streit unter ihnen zuwege bringen, und soll einer den andern todtschlagen, daß sie ihre Wohnung bei uns in der Hölle neh men und im beständigen Feuer bis in die Ewigkeit brennen sollen.« Da sagte der Teufelmeister zu Rusch: »Wenn du gewirkt hast, wie du sagst, so hast du deine Rolle gut gespielt und bitte ich dich, sei fleißig bei deinem Geschäft und treibe sie zur Sünde und besonders zu den dreien, als Zorn, Schwelgerei und Liederlichkeit, und bringe dein Unternehmen bald zu Ende, und laß es dir nicht entgehen, und wenn du damit fertig bist, komm nach Hause, und sollst du da hoch erhoben und für deine Arbeit und Mühe gut belohnt werden.« Als Rusch seine Erzählung mitgetheilt, befahl der große Teufelmeister jedem Teufel seines Weges zu gehen und das Beste zu thun, was er vermöchte, und so gingen sie ab, einige auf diesem Wege, andre auf jenem, die von ihnen begonnenen Unternehmungen auszuführen und zu beendigen. Und als der arme Ehemann, der in dem Baume saß, sah, wie alle Teufel fort und abgereist waren, freute er sich im Herzen und war darüber sehr fröhlich; denn so lange sie da waren, befand er sich in großer Beklemmung und Furcht, und besorgte, sie möchten ihn hier sehen; und immer betete er zum allmächtigen Gott, er möge

doch sein Schutz sein und ihn aus der höchst schändlichen und scheuslichen Teufelgesellschaft erretten, und ihm das Tageslicht senden, damit er von diesem Orte weggehen könne. Denn er war sehr abgemattet, daß er hier so lange aushalten mußte, und sah sich oftmals um, ob er nicht das Tageslicht entdecken könne, mit dessen Hülfe er von hier fortgehen möchte; denn noch wagte er nicht, von dem Platze sich zu entfernen, aus Furcht, sie seien immer noch da. Nach einer Weile fing endlich der Tag an, zu erscheinen, und sogleich als er das merkte, erhob er sich und schaute sich überall rund in den Feldern um, und als er sah, daß sich nichts hier regte, dankte er dem allmächtigen Gott, daß er ihn so aus dieser großen Gefahr errettet, und ging dann fort.

Wie der Pachter, der in dem Baume lag, am andern Morgen zum Prior kam und ihm was er sprechen gehört, und auch die Worte Bruder Ruschens, und daß er ein wirklicher Teufel wäre, erzählte.

Sobald als der Tag zu erscheinen begann, kam der arme Pachter aus seinem Baume hervor und ging gerades Weges zum Prior, und mochte nicht eher ruhen, bis er mit ihm gesprochen hätte. Und als er vor ihn gelassen worden, sagte er sogleich: »Herr, diese Nacht habe ich ein großes Abenteuer erlebt!« —»Wie so?« sagte der Prior. »Herr, gestern Nacht ging ich spät am Abend auf die Felder hin-

aus, um eine Kuh zu suchen, die ich seit vier bis fünf Tagen vermißte, und weit wanderte ich fort, bis ich zuletzt die eine Hälfte meiner Kuh fand, aber die andre Hälfte war fort; und als ich wieder nach Hause gehen wollte, überfiel mich die Nacht, so daß ich meinen Weg verlor; da wußte ich nicht, wohin gehen, und traf einen hohlen Baum und in den setzte ich mich hinein, und gedachte hier zu ruhen, bis der Tag wieder erschien. Und nur eine kleine Weile hatte ich hier gesessen, als auf der Stelle eine große Teufelgesellschaft sich dort versammelte, die einen ungeheuren Lärm machten, worüber ich natürlich erschrak. Unter sich hatten sie ihren großen Meister, mit Namen Lucifer, der allen übrigen Rechenschaft von ihrem Dienste, den sie, seit sie aus der Hölle fort waren, geleistet hatten, abforderte. Da hörte ich manche wunderbare Erzählung. Zuletzt kam auch Pater Rusch mit vor; da sagte der große Meister Lucifer zu ihm: Rusch, was hast du gethan, seit du aus der Hölle fort bist? und er antwortete, daß er euch und euer ganzes Kloster beherrscht und euch zu Zank und Streit angefeuert hätte, und niemalen sei bei euch Einigkeit und Frieden; und zu schändlichem Leben, sagte er, hätte er euch verführt, und doch, sagte er, wollte er noch mehr thun, ehe er von euch fortginge, denn er wollte euch zu Mord und Todtschlag reizen, und dann sollt ihr mit Leib und Seele in der

Hölle brennen. Und dann ging jeder Teufel for und an seine Arbeit. Nehmt euch daher in Acht; denn er ist ein wirklicher Teufel.« — Und als der Prior den Pachter so sprechen gehört hatte, dankte er ihm für seine Mühe, und so gingen sie auseinander. Der Pachter ging heim nach seinem Hause, aber der Prior war ganz außerordentlich erschrocken über des Pachters Worte, und ging in seine Kammer und war sehr reuig in seinem Herzen, daß er sich so schändlich gegen seinen Herr Gott vergangen, und knieete mit großer Zerknirschung nieder und betete zum allmächtigen Gott um Gnade und Verzeihung für die großen und abscheulichen Verbrechen, die er begangen und sich gegen ihn zu Schulden kommen lassen, und daß er so schändlich die Vorschriften seines Ordens gemißbraucht. Und als er das gethan hatte, ging er aus seiner Kammer und kam in den Convent und berief alle seine Brüder zu einer Zusammenkunft, und als sie alle bei einander waren, erzählte ihnen der Prior jedes Wort, das ihm der Ehemann gesagt hatte, und daß Rusch ein wirklicher Teufel und kein Erdengeschöpf wäre. Darüber waren alle heftig erstaunt, und in ihrem Herzen sehr besorgt, daß sie ihm so viel nach seinem Sinne gefolgt waren, und betrübten sich in ihren Gedanken über die großen und abscheulichen Sünden, die sie gethan und begangen; und mit großer Zerknirschung knieeten sie nieder, und beteten

zu dem allmächtigen Gott um Gnade und Verzeihung; dann ermahnte der Prior jeden zur Ruhe und zu Gebet, und dann gingen sie fort und thaten nach des Priors Befehl, und machten sich schnell bereit und kamen alle zusammen zum Gebet. Und als sie mitten im Gottesdienste waren, ging der Prior aus der Kirche und kam in die Küche, wo er Ruschen sehr beschäftigt fand. Da befahl ihm der Prior, still zu stehen, und beschwor ihn im Namen des allmächtigen Gottes und bei den himmlischen Heerschaaren in die Gestalt eines Pferdes, und befahl ihm, fortzugehen und sich an dem Thore an dieselbe Stelle hinzustellen, wo er stand, als er zuerst hergekommen, und dort still zu stehen, bis das Amt vorüber wäre. Sofort bekam Rusch die Gestalt eines Pferdes, und stellte sich an das Thor, wie der Prior ihm befohlen hatte. Und als der Dienst vorüber war, ging der Prior mit allen seinen Brüdern, um zu sehen in welchem Zustande Rusch sich befände; und als sie dahin kamen, fanden sie ihn hier in Gestalt eines Pferdes stehen. Dann fragten sie ihn, warum er in ihr Kloster gekommen, und warum er darin so lange geblieben wäre? — »Herren,« sagte Rusch, »ich kam hierher, um euch zu reizen, alles das Unheil, was vorher erzählt ist, zu begehen; aber ich wollte noch mehr bewirken, ehe ich von hier fortginge; denn ich wollte euch anreizen, einander todt zu schlagen, damit ihr

mit Leib und Seele zur Hölle verdammt würdet.« Und als sie Rusch so sprechen hörten, hoben sie ihre Hände auf und dankten dem allmächtigen Gott, daß sie diesem großen Unglück so gut entgangen wären. Dann bat Rusch den Prior um Erlaubniß, fortzugehen, und versprach, nie wiederzukommen, noch irgend einem Menschen mehr einen Schaden zuzufügen. Unter dieser Bedingung erlaubte ihm der Prior, sich fortzubegeben. So verließ Rusch den Ort, die Brüder aber gingen in ihr Kloster, und lebten immer nachher einsam und keusch, und dienten dem allmächtigen Gotte besser, als jemals zuvor.

Die Klagen, in die Rusch ausbrach, als er aus dem Kloster fort war.

Als Rusch aus dem geistlichen Hause verbannt und in seine natürliche Gestalt wieder zurückgekehrt war, wanderte er mit schwerem Herzen in der Welt herum, und sagte diese Worte: »Ach, ach, was soll ich anfangen! Nun weiß ich nicht wohin gehen, denn meine ganze siebenjährige Mühe ist verloren! »Und als er herum wanderte, begegnete er einst seinem Meister Lucifer, aber er hätte ihn lieber nicht gesehen. Doch sein Meister entdeckte ihn schnell und sagte zu Rusch: »Was für Neuigkeiten von dir?« — »Herr,« sagte Rusch, »ich habe alle meine Mühe verloren, die ich diese ganze sieben Jahre hindurch aufgewendet.« — »Wie so,« fragte

sein Meister! »Herr, ich will's euch erzählen,« sagte Rusch. »Das letztemal, als wir bei einander waren, lag auch neben uns ein armer Mann in einem alten Baume und hörte Alles, was wir sprachen, und als wir auseinander gegangen waren, stand er auf und ging zum Prior und zeigte ihm Alles an, was wir gesagt, und jedes Wort, das wir gesprochen hatten; und so ist alle meine Arbeit verloren und bin ich aus dem Orte verbannt.« — »Wohl,« sagte der Teufelmeister zu Rusch; »doch da mußt du dir irgend einen andern Weg aussuchen, um zu sehen, ob du etwas zu thun findest.« Dann ging Rusch im Lande herum und konnte lange keinen Dienst bekommen. Zuletzt kam er von ungefähr an eines Landwirthes Haus, der einen Knecht brauchte und wurde dort aufgenommen; wenn auch ganz gegen des Weibes Willen. Denn dieses Landwirthes Frau war ein sehr schönes Weib, und liebte den Pfarrer und dieser liebte sie wiederum, so daß sie oft bei gutem Essen bei einander saßen und schmausten, und lange mit einander guter Dinge waren. Ihre Zusammenkünfte waren so geheim, daß es niemals bekannt wurde, denn vor dem Hauswirthe waren sie sicher genug; denn da er gewöhnlich jeden Morgen früh aufstand und weit in das Feld ging, gab sie ihm immer Lebensmittel und eine Flasche voll Trinkens in einem Sacke mit, um seiner Rückkehr zu Mittag vorzubeugen und damit er vom Morgen

bis Abend auf dem Felde bliebe. Daher mochte sie nicht dulden, daß er sich einen Knecht hielt, oder daß ihm von irgend Jemand geholfen würde, aus Furcht, daß, wenn er einen Knecht halte, ihre Geheimnisse entdeckt würden, und der Wirth fürchtete auch, daß wenn er sich einen Knecht hielte, er doch wenig Lust zu Hause zu bleiben haben würde; denn der Teufel selbst hätte das Schelten und Zanken dieser Frau nicht aushalten können. Und so hielt sie ihren Mann lange Zeit ohne Knecht; denn sie wußte gewiß, daß, so lange ihr Ehemann im Felde war, der Pfarrer und sie ihre Zusammenkünfte halten könnten. Doch ward sie endlich betrogen.

Wie Rusch zu einem im Felde arbeitenden Ehemann kam, und von ihm in Dienst genommen zu werden wünschte.

Als Rusch so hin und her wanderte, kam er zu dem Landwirthe, der im Felde arbeitete und allein war, und sprach zu ihm: »Seid immer gutes Muthes, Herr; mich dünkt, ihr müht euch sehr, selbst so anstrengend zu arbeiten; wollt ihr denn euch nicht einen Knecht halten? Ich bin ein armer junger Mann, und bin außer Dienst, und wünsche sehr, euch zu dienen, wenn es euch gefällt, und ich hoffe, euch so zu dienen, daß ihr damit zufrieden sein sollt.« Der Landwirth antwortete ihm und sagte: »Junger Mann, ich wollte euch gern aufnehmen, aber meine Frau wird sich nicht darüber freuen,

wenn ein Knecht in unser Haus kommt.« — »Laßt mich nur machen, Herr,« sagte Rusch, »ich will die Sache so angreifen, daß die Dame mit mir wohl zufrieden sein soll.« — »Gut,« sagte der Landwirth, »bleib bei mir, bis ich meine Arbeit gethan habe, dann sollst du mit mir gehen.« Als er nun sein Tagewerk beendigt, ging Rusch mit ihm nach Hause. Sie waren aber nicht sobald ins Haus gekommen, und die Frau hatte Ruschen bemerkt, als sie schon finster und außerordentlich zornig nach ihm umzusehen begann. Als der Hauswirth das bemerkte, sagte er zu ihr: »Frau, ich bitte dich, gib dich zufrieden; du weißt recht gut, daß ich mehr Arbeit habe als ich allein zu Stande bringen kann; deshalb habe ich mir den jungen Mann zu meiner Unterstützung gedungen.« Als seine Frau diese Worte hörte, wurde sie noch zorniger als zuvor, und fing an zu schimpfen und zu schelten, als wenn der Teufel in ihr gewesen wäre, und sagte zu ihm: »Was zum Henker hast du einen Knecht zu nehmen nöthig? du bist stark genug, alle Arbeit, die wir haben, allein zu thun, warum sollen wir da eine größere Last auf uns nehmen, als wir zu tragen vermögen? Aber ich merke wohl, du willst dich der Trägheit ergeben und hast keine Lust, selbst zu arbeiten.« Als der Hauswirth hörte, wie sie so gar mißvergnügt war, sagte er: »Frau, gib dich zufrieden, ich bitte dich; der junge Mann ist so anständig und

hat mir versprochen, ein guter Knecht zu sein.«
Aber alle diese Worte konnten sie nicht besänftigen.
Als Rusch ihre große Ungeduld bemerkte, sagte er
zu ihr: »Herrin, ich bitte euch, seid ruhig und
zürnt nicht über mich, denn ihr habt keinen Grund
dazu; mein Herr hat mich nur eine Weile zum
Versuch gedungen, und hoffe ich mich in dieser Zeit
so zu betragen, daß ihr alle beide zufrieden sein
sollt, und ist meine Zeit um, und gefällt euch mein
Dienst, so sollt ihr ihn vor allen Andern haben,
wenn aber nicht, so bin ich's zufrieden, wieder fort-
zugehen.« Als die Frau Ruschen so vernünftig spre-
chen hörte, gab sie sich zufrieden und sagte nichts
mehr. Das machte denn dem guten Ehemann große
Freude, und so setzten sie sich zum Abendbrod, und
als sie beim Essen saßen, fragte Rusch seinen Herrn,
was er den nächsten Tag thun sollte? Sein Herr
antwortete: Du mußt früh aufstehen und aufs Feld
gehen und das fertig machen, mit dem ich diesen
Tag beschäftigt war.« Das war ein großes Tage-
werk. Und als sie zu Abend gegessen, gingen sie
zu Bett. Am Morgen früh stand Rusch auf und
ging aufs Feld und arbeitete so munter, daß er
seine Arbeit bei Zeiten fertig hatte. Denn als sein
Herr ihm sein Frühstück brachte, war Alles bereits
gethan. Darüber wunderte sich der Herr sehr. Dann
setzten sie sich zum Frühstück nieder, und als sie da-
mit fertig, gingen sie nach Hause, und verrichteten

dort, was da zu thun war. Als die Frau sah, daß er seine Arbeit so bald zu Stande gebracht hatte, dachte sie, er wäre ein nützlicher Diener, und sagte nichts, sondern ließ ihn gehen. Am Abend fragte Rusch wieder seinen Herrn, was er den nächsten Tag thun sollte. Sein Herr wies ihm zweimal so viel an, als er den Tag zuvor verrichtet hatte. Rusch weigerte sich nicht, sondern stand des Morgens früh auf, und ging auf das Feld und an seine Arbeit. Sobald sich sein Herr fertig gemacht hatte, nahm er seines Dieners Frühstück und gedachte, Ruschen zu helfen. Doch er war nicht sobald aus dem Hause, als schon der Pfarrer kam, seine Frau zu sehen. Sie bereitete sogleich einige gute Speisen für sie zu und während sie diese zurichtete, saßen sie da und ergötzten sich mit einander, und wer dabei gewesen wäre, hätte manche Liebkosung gesehen. Und als der Hauswirth auf das Feld kam, fand er, daß Rusch alles, was er ihm angewiesen, schon gethan hatte; worüber er sich sehr wunderte. Darauf setzten sie sich zum Frühstück nieder, und als sie so bei einander saßen, besah Rusch seines Herrn Schuh und bemerkte, daß sie aus Mangel an Schmiere sehr hart waren. Da sagte Rusch zu seinem Herrn: »Warum sind denn eure Schuhe nicht besser geschmiert? Ich wundre mich, wie ihr darin gehen könnt, sie sind so hart. Habt ihr nicht

mehr zu Hause?« — »Ja« sagte sein Herr, »ich habe noch ein Paar, sie liegen in meiner Kammer unter der großen Lade.« Da sagte Rusch: »Ich will nach Hause gehen und sie schmieren, daß ihr sie morgen anziehen könnt.« Und so ging er fröhlich nach Hause, und sang auf dem Wege. Und als er nahe ans Haus kam, sang er sehr laut. Darauf sah seine Herrin zum Fenster hinaus, und als sie merkte, daß es ihr Knecht war, sagte sie zum Priester: »Je, was sollen wir anfangen? Unser Knecht ist nach Hause gekommen und da wird mein Ehemann auch nicht lange mehr aus sein.« Und damit verbarg sie das Essen und Alles was auf dem Tische war, hinter den Ofen. »Wohin soll ich mich denn verstecken?« sagte der Priester. »Geht in die Kammer, und kriecht unter die große Lade unter die alten Schuhe, und da will ich euch zudecken.« Und das that er. Und als Rusch ins Haus gekommen war, fragte ihn die Hausfrau, warum er so bald nach Hause gekommen wäre? Rusch antwortete und sagte: »Ich habe alle meine Arbeit gethan, und mein Herr befahl mir, nach Hause zu gehen und seine Schuhe zu schmieren.« Dann ging er in die Kammer, und sah unter den Stuhl und fand hier den Priester und zog ihn hervor und sagte: »Du wollüstiger Priester, was machst du hier?« Da hob der Priester seine Hände auf, und bat ihn, er möchte

doch seinen guten Ruf retten, er wollte ja niemals wieder herkommen, und für diesmal lies ihn Rusch gehen.

Wie Rusch nach Hause kam, um den Stall rein zu machen und den Pfarrer unter dem Dünger, mit Stroh zugedeckt fand.

Nach einer Weile fing es dem vorbesagten Priester wieder an warm zu werden, und er gedachte noch einmal, sich's zu wagen und zu des Ehemanns Hause zu gehen. Als er merkte, daß der Hauswirth mit seinem Knechte Rusch im Felde bei der Arbeit war, ging er eiligst zum Hause, und als er eingetreten war, hieß ihn die Frau willkommen, und und richtete eine gute Schüssel Essen zu, und setzte sie vor den Priester auf den Tisch, und holte zu trinken und setzte sich bei ihm nieder, und wer dabei gewesen wäre, hätte manche Liebkosung zwischen beiden gesehen. Nicht lange hatten sie aber hier gesessen, als Rusch singend nach Hause kam, und als sie ihn bemerkte, erschrak sie sehr und wußte nicht, was thun, versteckte aber doch das Essen in den Ofen, wie zuvor. Dann sagte der Priester: »Ach, wohin soll ich mich verstecken?« — »Kommt mit mir,« sagte die Frau, »in den Stall, und kriecht unter den Mist, da will ich euch mit Stroh zudecken, und wartet da, bis er wieder fortgegangen ist;« und dann ging sie wieder ins Haus, wo sie

ihren Knecht Rusch fand; und alsbald fragte sie ihn, warum er so früh nach Hause gekommen wäre? Rusch antwortete und sagte, er hätte alle seine Arbeit gethan, und wäre gekommen, den Stall rein zu machen. Und als die Frau das hörte, wurde sie im Herzen sehr besorgt, denn sie zweifelte nicht, er würde den Priester dort finden. Darauf ging Rusch in den Stall und nahm die Gabel in seine Hand und begann das Stroh aufzuschütteln, und als er zu dem Haufen kam, wo der Priester lag, schien ihm der sehr groß zu sein; dennoch hob er ihn mit seiner Gabel mit einem Male auf und trug ihn vor die Thür hinaus und legte ihn auf einen Haufen Mist, der hier lag, und breitete mit seiner Gabel das Stroh auseinander, und als er es ein wenig aufgeschüttelt hatte, wurde er sogleich den Priesterrock gewahr, da sagte er: »Was bist du denn für ein Teufel?« und wandte mit seiner Gabel den Haufen um, und da sah er, daß der Priester wiedergekommen war. Da gab er ihm mit seiner Mistgabel drei oder vier gute trockene Schläge, und sagte: »Du geiler Priester, was machst du hier? Du hast mir neulich versprochen, nicht wieder herzukommen, und nun seh ich, du bist ein falscher Priester; aber jetzt will ich dir das Garaus machen, und da sollst du mich nicht mehr betrügen.« Und als der Priester ihn so reden hörte, fiel er auf seine Kniee und hob seine Hände auf und bat Ruschen,

er möchte noch einmal seine Ehre bewahren, und niemals wollte er wieder kommen, und wenn er es thäte, möchte er mit ihm machen, was er wollte.

So ließ Rusch den Priester zum zweitenmale gehen.

Wie Rusch zu Hause kam, und den Priester in dem Käsekorbe fand, und wie er ihn durch die Stadt schleifte.

Ungefähr vierzehn Tage oder drei Wochen nachher dachte der Priester, er wäre sehr lange nicht bei des Landmanns Frau gewesen. Und sollte es ihm auch das Leben kosten, doch wollte er wieder hingehen. Und als er eines Tages merkte, daß der Hauswirth auf dem Felde war, nahm er seinen Weg nach dem Hause, und traf die Frau an, und würde sie sogar umarmt haben, wenn sie nicht schnell zurückgewichen wäre. Und sie ging hin, und bereitete ein gutes Essen für ihn, wie sie zu thun gewohnt war; denn sie hielten sich jetzt für sicher genug, doch aber wurden sie getäuscht. Denn als der Hauswirth auf's Feld kam, hatte Rusch seine ganze Arbeit fertig. Daher setzten sie sich zum Frühstück nieder; sie frühstückten aber Brod und Käse, und als sie so saßen und aßen, entdeckte Rusch ein Haar in dem Käse, und sagte zu seinem Herrn: »ich glaube, eure Hausfrau will uns vergiften, oder wäscht den Korb, in dem der Käse liegt, nicht aus; seht, er ist voller Haare, da will ich doch

gleich nach Hause gehen, und den Korb waschen und reine machen.« So verließ er seinen Herrn auf dem Felde, und ging nach Hause, und sang fröhlich auf seinem Wege. Und als er ganz nahe an's Haus gekommen war, erkannte die Frau seine Stimme und sah, daß er kam. Da rang sie die Hände, und sagte zum Priester: »Geht, verstecket euch, sonst müßt ihr sterben.« — »Wohin soll ich mich verstecken,« fragte der Priester? »Geht in die Kammer, und springt in den Korb, der draußen vor dem Fenster hängt, und will ich euch wieder rufen, wenn er fort ist.« Dann kam Rusch sogleich herein, und sie fragte ihn, warum er so früh nach Hause käme. »Ich bin mit meiner Arbeit ganz fertig,« sagte Rusch, »da hat mich mein Herr nach Hause geschickt, um euren Käsekorb zu waschen, denn er ist ganz voll Haare;« und so ging er in die Kammer, und schnitt mit seinem Messer den Strick ab, an dem der Korb hing, und — plumps — fiel der Priester herunter und ganz und gar in den großen Wasserpfuhl, der unterm Fenster war. Dann ging er in den Stall, um ein Pferd zu holen, und ritt durch den Pfuhl, und nahm den Strick, an dem der Korb hing, und band ihn an den Pferdeschwanz, und ritt drei oder viermal durch den Pfuhl. Dann ritt er durch die Stadt, damit sich das Volk über ihn wundere, und kam dann wieder nach Hause. Und die ganze Zeit durch stellte er sich,

als ob er niemand bemerkt hätte, sondern als er sich nachher umsah, that er, als entdeckte er erst den Priester. Dann sprang er herunter, und sagte: »Nun sollst du mir nicht mehr entwischen, denn um dein Leben ist's geschehen.« Da hielt der Priester die Hände in die Höhe, und sagte: »Da sind hundert Goldstücke, nimm sie, und laß mich gehen.« Da nahm Rusch das Geld und ließ den Priester gehen. Und als sein Herr nach Hause kam, gab er ihm die Hälfte von dem Gelde, und sagte ihm Lebewohl; denn er wollte weiter gehen, um die Welt zu sehen.

Wie Rusch bei einem Edelmanne Diener wurde, und der Teufel aus dem Leibe der Tochter des Edelmanns ausgetrieben wurde.

Als Rusch vom Landwirthe fortgegangen war, ging er im Lande herum, um sich nach mehrern Abenteuern umzusehen, und so mühte er sich lange herum, bis er zuletzt eines Edelmannes Schloß entdeckte, und dorthin seinen Weg nahm. Und als er dort ankam, fand er, wie von ungefähr, den Edelmann vor seinem Thorwege auf- und ab-gehen. Und als Rusch an ihn herankam, nahm er seine Mütze ab, und grüßte ihn mit den Worten: »Bleibt fröhlich, guter, edler Herr!« — »Willkommen! sagte der Herr. Rusch sagte: »Ich bin ein armer junger Mann, und bin außer Dienst, und wollte gern einen

guten Herrn haben.« — »Was bist du für ein Landsmann,« sagte der Edelmann, »und wo kommst du her?« — »Herr,« sagte Rusch, »ich bin weit von hier geboren, und bin manche Meile gegangen, um einen guten Dienst zu suchen, ich konnte aber keinen finden.« — »Was kannst du denn?« fragte der Edelmann, »und wie heißt du?« — »Herr,« sagte Rusch, »ich kann alle Arten Sachen verrichten, die euch mir aufzutragen belieben wird, und Rusch ist mein Name.« Da sagte der Edelmann zu ihm: »Bleibe hier, Rusch, ich will dich in meinem Dienst behalten.« Als Rusch den Edelmann so sprechen hörte, dankte er ihm sehr, und blieb da. Als hierauf der Edelmann und Rusch mit einander gingen, sagte der Edelmann zu ihm: »Rusch, du bist weit herum gekommen, und in mancher fremden Gegend gewesen, kannst du mir sagen, wo ich einen Mann finden kann, der aus einer Frauen Leibe einen Geist austreiben versteht?« — »Herr,« sagte Rusch, »warum fragt ihr mich das?« — »Ich will dir's sagen,« sagte der Edelmann; »ich habe eine Tochter, die ein schönes junges Edelfräulein ist, aber sie hat ein sehr verwirrtes Gemüth, und wie ich vermuthe, steckt irgend ein Teufel in ihrem Leibe.« — »Herr« sagte Rusch, »ich bitte euch, laßt mich sie sehen, und ich glaube, ich werde schnell ein Mittel für sie finden.« Da brachte der Edelmann Ruschen in das Schloß, und zeigte ihm seine Toch-

ter. Und als er sie sah, erkannte er, was sie in ihrem Körper hatte, und sagte alsbald zum Edelmann: »Herr, es giebt Mittel genug für sie.« — »Wohl,« sagte der Edelmann, »wenn du Einen finden kannst, der ihr davonhilft, so will ich ihn für seine Mühe gut belohnen und dich auch.« — »Herr, ich will euch sagen, was zu thun ist; es gibt ein geistliches Haus, etwa vierzig oder funfzig Meilen von hier, wo ich lange gedient habe; und ist der Prior ein erfahrner Mann in dieser Wissenschaft, und zweifle ich nicht, daß, wenn er hier wäre, ihr in dieser Stunde geholfen wäre.« Als der Edelmann Ruschen so sprechen hörte, freute er sich im Herzen, und war über diese gute Nachricht sehr fröhlich. Und am Morgen nachher sandte der Edelmann seinen Diener mit einem Briefe in das Kloster, mit der Bitte, daß der Prior herkäme, um mit ihm zu sprechen. Als der Prior des Edelmanns Brief gelesen und erfahren hatte, weshalb nach ihm geschickt wurde, machte er sich zur Abreise mit dem Boten bereit. Dann fuhren sie fort und kamen am andern Tage in des Edelmanns Schlosse an. Als der Edelmann erfuhr, der Prior sei gekommen, war er froh, und ging an das Thor, und empfing den Prior mit großer Ehrerbietung, und führte ihn in das Schloß. Dann befahl der Edelmann seinem Diener, einen Becher mit Wein zu füllen, damit er und der Prior zusammen tränken. Und als sie ge-

trunken und sich zusammen wohl erfrischt hatten, gingen sie in einen schönen Garten, und besprachen da Manches mit einander, und als sie alle ihre Unterredungen beendet hatten, sagte der Edelmann zu dem Prior: »Herr, die Ursache, daß ihr hierherkommen möchtet, ist die: ich habe ein junges Edelfräulein zur Tochter, die schrecklich in ihrem Sinne verstört und verwirrt ist, und glaube ich, sie hat irgend einen bösen Geist in ihrem Leibe; nun hat mir, Herr, einer meiner Diener, der lange in eurem Kloster gedient hat, gesagt, daß Ihr ihr helfen könnet.« — »Herr,« sagte der Prior, »wie ist sein Name?« Der Edelmann sagte: »Er heißt Rusch.« Und als der Prior diesen Namen vernahm, kannte er ihn recht gut, und sagte zum Edelmanne: »Herr, veranlaßt doch, das das Fräulein zu mir komme, und vertraue ich zum allmächtigen Gott, daß ich in Kurzem ein Mittel für sie finden werde.« Und als der Edelmann den Prior so sprechen hörte, ward er im Herzen froh, und befahl, in aller Eile seine Tochter vor den Prior zu bringen. Und als sie vor ihn gekommen war, befahl er ihr, auf ihre Kniee niederzuknieen, und gebot auch ihrem Vater und ihrer Mutter und der ganzen Gesellschaft, die zugegen war, niederzuknieen, und zum allmächtigen Gott für das junge Edelfräulein zu beten. Und er sagte einige Gebete über sie, und hob dann seine Hand auf und segnete sie, und auf der Stelle flog

aus ihrem Munde ein großer Teufel heraus. Und da bannte der Prior den Teufel so, daß er niemals nachher wieder kam. So war das junge Edelfräulein zu ihrem ordentlichen Sinne und zu ihrer Gesundheit wieder hergestellt. Dann wollte der Edelmann dem Prior eine große Summe Geld für seine Verrichtung geben; aber dieser wollte nichts annehmen, sondern sagte zum Edelmann: »Herr, ich baue eben eine Kirche, und fehlt mir Blei, um das Dach zu decken; und man hat mir gesagt, daß in eurer Gegend davon Ueberfluß ist. Wenn es euch daher beliebt, Herr, mir so viel davon zu geben, als ich nöthig habe, so werde ich und alle meine Brüder für euch tägliche Rosenkranzbeter sein, und soll für euch gebetet werden, so lange die Welt steht.« — »Ihr sollt so viel bekommen, als ihr braucht,« sagte der Edelmann; »aber wie wollt ihr es mit dem Fortschaffen halten?« — »Das wird sehr gut gehen,« sagte der Prior. Da brachte der Edelmann sogleich einen großen Haufen Blei herein, und bat ihn, sich davon so viel zu nehmen, als er bedürfte. Sogleich ließ der Prior Ruschen rufen, und befahl ihm, so viel Blei auf seinen Nacken zu nehmen, als er über seine Kirche decken wollte, und das nach Hause zu tragen, und zu eilen. So nahm Rusch das Blei mit einemmale auf den Nacken, und war innerhalb einer halben Stunde wieder da. Dann nahm der Prior vom Edelmanne

Abschied, und reiste fort, nachdem er Ruschen befohlen, ihn auf dieselbe Weise nach Hause zu bringen. Dann beschwor der Prior Ruschen wieder in seine eigene Gestalt, und befahl ihm, in ein altes Schloß zu gehen, das weit im Walde stand, und nie wieder heraus zu kommen, sondern dort für immer zu bleiben. Vor welchem Teufel und allen andern bewahr' uns guter Gott! Amen.

Robin Hood.

Einleitung.

Der Name Robin Hood ist seit lange schon so innig mit der Geschichte der Englischen Romantik verwebt, daß eine Sammlung unsrer alten Sagen, die nicht einen populären Bericht von diesem großen Räuber und den tapfern, von ihm und seinen nicht minder berühmten Gesellen vollbrachten Thaten enthielte, wenig Anspruch auf zweckmäßige Vollständigkeit machen könnte. Man darf sich daher nicht wundern, daß diese Erzählung von unsers Helden Abenteuern, welche dem Titel zufolge: »neu in Einen Band von einem einsichtsvollen Antiquare gesammelt« ist, deren einzelne Bestandtheile aber nichts weiter, als verschiedene in Prosa übertragene alten Volkslieder sind, in unsre Sammlung aufgenommen worden; denn da sie die einzige prosaische Erzählung ist, welche es von Robin Hood

giebt, und der Gegenstand derselben doch so gebieterisch ihre Aufnahme forderte, daß jede Rücksicht auf die unvollkommne Form, unter der sie erscheint, unbeachtet bleiben mußte, so blieb dem Herausgeber keine Wahl übrig.

Zu einigem Ersatz indessen für diese, den Verdiensten ihres Helden so wenig entsprechenden, Erzählungen hat der Herausgeber hier im Anhang zum erstenmale die merkwürdige Geschichte von ihm, die sich unter den Manuscripten der Sloane-Bibliothek im Brittischen Museum befindet, abdrucken lassen. Diese, nach der Annahme Ritson's in der letzten Hälfte des 6ten Jahrhunderts geschriebene, Lebensbeschreibung trifft gewissermaßen derselbe Vorwurf, wie die hier erscheinenden Erzählungen von Robin Hood, da der größte Theil derselben ebenfalls nur eine prosaische Uebertragung der sehr alten Legende: a lytle geste of Robyn Hode, ist; da indeß eben dieser thätige Alterthumsforscher Ritson, dessen Arbeiten über »Robin Hood, seine Gesellen und ihr Treiben,« seinen Nachfolgern wenig zu thun mehr übrig ließen, sie in seinen merkwürdigen Er-

läuterungen über unsers Helden Leben öfterer Anführung würdigt, so glaubt der gegenwärtige Herausgeber, daß ihr in ihrer vollständigen und ursprünglichen Gestalt die höchste Theilnahme derer nicht entstehen wird, denen die Erinnerungen aus der Kindheit den Namen und den Ruhm Robin Hood's theuer gemacht. Es bleibt nun noch übrig, die verschiedenen Quellen anzugeben, aus denen die einzelnen Umstände der folgenden Erzählung entlehnt sind, und dann die frühesten und wichtigsten historischen Belege über die Existenz unsers Helden und seiner Bande anzuführen, die man in den bändereichen Werken unserer Geschichtschreiber, Dichter und Schauspielschreiber zerstreut findet.

Robin Hood's Ergötzen ist aus der Ballade gleiches Namens, die man in Ritson's Sammlung, Bd. II. S. 116 findet, und dieser hatte sie nach einem alten gothisch gedruckten Exemplar, in der Sammlung von Anthony Wood abdrucken lassen: Ihr vollständiger Titel lautet: »Robin Hood's Ergötzen (Robin Hood's Delight), oder lustiger Kampf Robin Hood's, Klein-John's und Will.

Scarelock's mit drei rüstigen Förstern in Sherwood-Forst:

Robin war so tapfer und kühn,
So war Scarlock und John auf dem Plan;
Doch diese Förster warfen sie hin,
Und machten sie alle unterthan:
Doch als der Kampf zu Ende war,
Erhielten von Robin sie Lob;
Er reicht' ihnen Sekt und Rothwein dar,
So tranken sie Freundschaft darob.

Nach der Weise von »Robin Hood und Königin Katharina,« oder »Robin Hood und der Schäfer.«

Robin Hood's Gang nach Nottingham ist ebenfalls aus einer Ballade mit demselben Titel, dem noch folgende Knittelverse zugefügt sind:

Da kam er zu funfzehn Förstern, all' in einer Reih',
Und bat, zu sagen ihm, was etwa vorgefallen sei;
Doch fuhren sie mit grobem Wort ihm in die Quer,
Das ließ er ihnen endlich büßen sehr.

Robin Hood und der Gerber ist aus einer Ballade, bei Ritson, Bd. II. S. 30, nach einem alten, gothisch gedruckten Exemplar bei A. Wood, betitelt: »Robin Hood und der Lohgerber, oder

Robin Hood findet seines Gleichen; ein lustiges und spaßhaftes Lied von dem glänzenden und tapfern Kampfe zwischen Arthur Bland, einem Lohgerber von Nottingham, und Robin Hood, dem trefflichsten und nobelsten Bogenschützen in England rc.

Robin Hood und der Fleischer ist aus der Ballade desselben Titels, eben daher; Ritson, Bd. II. S. 24.

Eben so Robin Hood und der Bettler; Ritson, Bd. II. S. 122.

Robin Hood und der Fremde eben daher, nur ist der Schluß von einem Fragment einer andern Ballade, die früher an der Stelle des ursprünglichen zweiten Theils hinzugefügt war; Ritson, Bd. II. S. 71.

Eben so die übrigen; Ritson, Bd. II. S. 83, sagt in Bezug auf »Robin Hood und Königin Catharina:« Es wird kaum nöthig sein, bemerklich zu machen, daß vor Heinrich des 5ten Zeit es keine Königin Katharina gab; doch, da Heinrich der 8te drei Frauen dieses Namens hatte, so mochte derselbe unserm Balladendichter geläufig sein.«

Robin Hood ward zu »Locksley im fröhlichen Nottinghamshire« geboren, ein Ort, der, wenn er auch in Spelman's Villace Anglicum oder ähnlichen Werken nicht erwähnt wird, doch nicht, als blos in der Einbildung der Balladendichter vorhanden, betrachtet werden muß, da eine Menge Städte und Flecken bekannt sind, die nur in alten Schriften erwähnt werden. Er wurde vermuthlich um's Jahr 1160, unter der Regierung Heinrichs des 6ten, geboren, und lebte, nach dem Sloane Mscrpte., »bis zum letzten Ende Richard des Ersten.« Dies wird von Major in seiner Historia Britanniae (Edinb. 1740 S. 128 bestätigt: Circa haec tempora (Ricardi I.) ut auguror, Robertus Hudus et Parvus Joannes, latrones famosissimi, in memoribus latuerunt, solum opulentum virorum bona diripientes. Nullum, nisi eos invadentem vel resistentem pro suarum rerum tuitione occiderunt. Centum sagittarios ad pugnam aptissimos Robertus latrociniis aluit, quos 400 viri fortissimi invadere non audebant. Foeminam nullam opprimere permisit, nec pauperum bona erripuit, verum eos ex

abbatum bonis ablatis opipare pavit. Viri rapinam improbo, sed *latronum omnium humanissimus et princeps erat.* Stowe, in seinen Annalen, giebt beinahe eine wörtliche Uebersetzung dieser Stelle (1592. S. 227); Richard Robinson brachte sie in Verse, und eine Mscript.-Note im brittischen Museum (Bibl. Harl. 1233) setzt ihn in dieselbe Zeit. Fordun und Hector Boetius bringen ihn beide in die nicht sehr entfernte Zeit Heinrichs des Dritten herab, und Charlton, in seiner Geschichte von Whitby (1779), spricht von ihm, als wenn er in der Zeit des Abts Richard und seines Nachfolgers Peter gelebt hätte, also zwischen den Jahren 1176 und 1211. Doch die Meinung Edward Coke's muß als die wahrscheinlichste angesehen werden; er sagt: dieser Robin Hood lebte unter der Regierung König Richards des Ersten (3 Instit. 197).

Nach dem Volksglauben und nach offenbaren Beweisen war er von edler Herkunft, und führte am Ende seines Lebens den Titel eines Earl von Huntingdon. Der Sinn im Sloane-Mscrpt. fordert

augenscheinlich, das man dem Wort »Herkunft« das Epithet »edel« zufügen muß. Eben so die Note des Harley: » man sagt, er war aus edlem Blut,« und Leland nennt ihn ausdrücklich: »nobilis.« Folgende Nachrichten von seiner Familie dürften genügen.

Ralph Fitzothes oder Fitzooth, ein Normann, der mit William Rufus nach England herüber kam, heirathetete Maud oder Mathilde, Tochter Gilbert's von Gaunt, Earl von Kyme und Lyndsey, die ihm zwei Söhne gebar: Philipp, nachher, da die Earlschaft ein Theil seiner Mutter Mitgift war, Earl von Kyme, und William; Philipp, der ältere, starb ohne Nachkommen. William kam unter die Vormundschaft Roberts von Vere, Earls von Oxfort, in dessen Hause er erzogen wurde, und der ihm, auf des Königs Befehl, seine eigne Nichte zur Frau gab, die jüngste Tochter der gefeierten Lady Roisia de Vere, Tochter Aubrey's de Vere, Earl's von Guisnes in der Normandie und Oberkämmerers von England unter Heinrich dem Ersten, und der Adeliza, Tochter Richards von Clare, Earl's

von Clarence und Hertford, mit Payn de Beau-champ, Baron von Bedford, ihrem zweiten Ehe-manne. Aus dieser Ehe entsprang unser Held Robert Fitzooth, gewöhnlich Robin Hood genannt. (Siehe Stukeley's Palaeographia Britannica Nro. 1.) Der Stammbaum Robin Hood's, Earls von Huntingdon, steht in demselben Werke in Nro. 2.

Mehre Erklärungen hat man versucht, wie der Name Robert Fitzooth in Robin Hood verwandelt und verderbt worden ist. Man behauptete, Hood sei bloß das verderbte o' th' wood (in dem Wald), nämlich dem von Sherwood. »Das,« sagt der letzte Herausgeber der ihn betreffenden Lieder, »ist eine absurde Annahme; doch wenn der Name irgend einer Conjectur zu unterliegen brauchte, könnte man ihn wahrscheinlich genug auf eine besondre Art Hut (hood) beziehen, den unser Held zur Auszeichnung, oder sich zu verkleiden, trug. Siehe Scot's Aufhellung der Zauberkunst, 1584, S. 522. Doch ein geistreicher Schriftsteller, im Quarterly review, Jan. 1820, sagt bei Gelegenheit von Puck: »Puck wird auch unter der Benennung Robin Gutbursch oder

Robin Hood wiedergefunden; der Vogelfreie erhielt diesen Beinamen von seiner Aehnlichkeit mit dem unsteten wandernden Geiste. Der englische Robin Hood ist auch der schottische Rothkapp, oder der sächsische Geist Hudken oder Hodeken u. s. w. (Siehe das beim Bruder Rusch dieserhalb Angeführte.) Diese Meinung kann man vielleicht weiter ausführen und bei der Aehnlichkeit zwischen Beiden annehmen, daß Puck seinen Namen Robin Gutbursch der Vorliebe verdankte, mit welcher das Volk den lustigen Vogelfreien betrachtete.

Seine wilde und ausschweifende Gemüthsart, mit der er sein Erbe verschleuderte, und die ihn dahin brachte, Schulden halber geächtet zu werden, giebt man als die Ursache an, daß er den Wald zu seinem beständigen Wohnorte erwählte, und sich einem solchen Leben ergab. Diese Erzählung, die von der im Anhang aufgeführten abweicht, wird durch die Harley'sche Note bestätigt, welche erwähnt, »daß er sein Vermögen in schwelgerischem Schwärmen verpraßt habe;« sie ist aber wieder von Dr. Stuckeley in einer Manuscript-Note in seinem

Exemplare des Balladenkranzes abweichend; denn er sagt: »Robin Hood ergab sich seiner wilden Lebensweise, um seinen Großvater, Geoffrey Mandeville nachzuahmen, der, ein Günstling der Kaiserin Mathilde, vom König Stephan zu St. Albans gefangen genommen und seiner sämmtlichen Besitzungen verlustig erklärt wurde, so daß ihm späterhin nur übrig blieb, vom Raube zu leben.

Barnsdale in Yorkshire, Sherwood in Nottinghamshire und Plompton Park in Cumberland waren die Orte, welche er am meisten besuchte, und wo sehr schnell eine Menge Leute zu ihm stießen, vermuthlich mehr wegen Aehnlichkeit ihrer Verhältnisse, als aus Freundschaft zu unserm Helden, der, vermöge seines frühern Ranges oder der Ueberlegenheit seiner persönlichen Eigenschaften, ihr anerkannter Führer und in seiner Leitung von verschiedenen Mitgliedern der ganzen Schaar unterstützt gewesen zu sein scheint. Unter diesen besondern Günstlingen war Klein John, mit dem Zunamen Nagler (Nailor), der vorzüglichste. William Scarlock, Georg a Green, Flurschütz oder Pfandhüter von Wake-

field, Muck, der Müllerssohn und ein Mönch oder Pater, mit Namen Tuck, waren die übrigen vornehmsten Glieder dieser Verbindung. Klein John war ohne Zweifel der nächste an Ansehn, und die Namen »Robertus Hode und Klein Johann« werden mit einander schon von Fordun um 1341 angeführt. Von Georg a Green wird im zweiten Bande Erwähnung geschehen, und vom Bruder Tuck ist zu bemerken, daß er sehr häufig von alten Schriftstellern erwähnt wird, unter andern von Shakespear, der von »Robin Hood's fettem Bruder« spricht, und wenn, wie zu vermuthen, der »Hundepater von Fountainsdale« und er eine und dieselbe Person ist, muß er nothwendig einer von den Mönchen dieser Cisterzienser-Abtei gewesen sein; er war auch, als Gefährte von Robin Hood, ein wesentlicher Charakter in dem »Mohrentanze.«

Jeder Geschichts- oder Fabelheld muß eine »Dame seiner Liebe« haben, ihm Muth in der Stunde der Gefahr einzuflößen, und zu allen Zeiten die Göttin seiner Anbetung zu sein. Nach der Ueberlieferung genoß denn auch Robin Hood in sei-

nem Zufluchtsorte der Gesellschaft einer Frau, die er liebte, und deren wirklicher oder angenommener Name Marianne war*). Wer, oder woher aber diese Dame war, darüber geschieht weder in dem Lytell geste of Robyn Hode, noch in irgend einem andern von den ihn betreffenden Gedichten oder Liedern Erwähnung, außer in einem verhältnißmäßig neuern und verdienstlosen, welches nie in eine von den Ausgaben: »Robin Hood's Kranz« genannt, wohl aber von Ritson, Bd. II. S. 107, aufgenommen worden ist. In den beiden Dramen indessen, »der Tod« und »der Hinfall Robert's, Earls von Huntingdon,« die um 1600 geschrieben sind, spielt sie eine Hauptrolle, und ist auch eine von den Personen, die in dem alten »Mohrentanze« vorkommen. Mehr von allem diesen findet man in Ritso'ns Einleitung zu seiner Balladen-Sammlung, in den sich auf Robin Hood beziehenden Stellen. Es mögen daraus zum Schlusse noch ein Paar

*) Siehe den 2ten Theil: Georg Green, der Flurschütz von Wakefield.

Auszüge, seinen Tod und seinen Charakter betreffend, folgen:

Nachdem er, sagt Ritson, eine Reihe von Jahren eine Art von unabhängiger Herrschergewalt ausgeübt, Königen, Richtern und Magistrats-Personen Trotz geboten, wurde eine Aufforderung bekannt gemacht, die demjenigen eine ansehnliche Belohnung versprach, der ihn lebendig oder todt herbei brächte. Dieselbe scheint indessen keinen bessern Erfolg, als die frühern Versuche dieser Art, gehabt zu haben. Zuletzt, als die Gebrechlichkeiten des Alters bei ihm zunahmen, und er in einem Anfalle von Kränklichkeit zur Ader zu lassen wünschte, wandte er sich in dieser Absicht an seine Verwandtin, die Priorin des Kirkley-Klosters in Yorkshire (denn Frauen und besonders Klosterfrauen waren zu damaliger Zeit in der Wundarzneikunst besser bewandert, als die Männer in jetziger), die ihn aber verrätherisch zu Tode bluten ließ. Dies geschah am 18ten November 1247, in dem 31ten Regierungsjahre König Heinrichs des Dritten, und, wenn die Angabe seines Geburts-Jahrs richtig ist, im 87ten

Altersjahre Robin Hood's. Er wurde unter einigen Bäumen in geringer Entfernung von dem Hause beerdigt, und über seinem Grabe ein Denkstein mit einer Inschrift errichtet.

Unter den Papieren des verstorbenen gelehrten Dr. Gale, Dekans von York, hat sich folgende Grabschrift gefunden:

Hear underneaδ dis laitl stean
laiz robert earl of huntingtun,
near arcir ver az hi sa geud
and pipl kauld im robin heud
sick utlawz az hi an iz men
vil england nivr si agen
obiit 24 (r. 14.) kal dekembris 1247.

Wiewohl Ritson nicht behauptet, daß die Sprache dieser Grabschrift die aus den Zeiten Heinrichs des Dritten sei, noch daß überhaupt zu bestimmen, aus welcher Zeit, sagt er doch nicht, daß er sie für falsch erkläre, oder daß sie niemals auf dem Grabstein Robin's gestanden habe. Daß wirklich dort zu Thoresby's Zeiten eine Inschrift war, wiewohl kaum mehr lesbar, geht aus seinen Worten augenscheinlich hervor: »nahe bei Kirklees,« sagt er,

„liegt der bekannte Robin Hood unter einem Grabsteine, der noch neben dem Parke vorhanden ist, begraben; doch ist die Inschrift kaum noch leserlich. Duo. Leod. S. 91; und es ist wohl zu bemerken, daß das letzte Jahrhundert nicht das Zeitalter der Lüge war, und daß Dr. Gale sowohl zu rechtschaffen als zu gelehrt war, um deren entweder selbst fähig zu sein, oder von andern betrogen zu werden.

Ritson, der vielleicht zu parteiisch für Robin Hood ist, giebt seinen Charakter im Allgemeinen folgendermaßen an, und fügt zur Bestätigung seiner Meinung eine Menge höchst gelehrter und tiefe Untersuchungen beurkundender Noten hinzu: In Rücksicht auf seinen persönlichen Charakter ist es ganz erwiesen, daß er thätig war, tapfer, klug, geduldig, von ungewöhnlicher Körperkraft und ausgezeichnetem kriegerischen Geschick, gerecht, großmüthig, wohlthätig, treu, von seinen Gesellen wegen seiner ausgezeichneten und liebenswürdigen Eigenschafter geliebt und geehrt. Fordun, ein Priester, erhebt seine Religiosität, und Religiosität ist einem Priester das Höchste. Major stellt ihn als sehr

menschlich und als den Fürsten der Räuber dar; und Camden, dessen Ansehen von einigem Gewicht ist, nennt ihn: praedonem mitissimum, den edelsten der Diebe. Als Beweis seiner allgemeinen und wundernswerthen Beliebtheit, wurden seine Geschichte wie seine Thaten Gegenstände verschiedener Dramen und zahlloser Gedichte, Reime, Lieder und Balladen; er gab vielen Sprichwörtern ihr Entstehen, und bei ihm oder einigen seiner Gesellen zu schwören, war sehr gebräuchlich! Die Lieder auf ihn wurden bei den meisten Gelegenheiten, nicht nur den Psalmen Davids, sondern auch dem neuen Testamente vorgezogen, sein Dienst dem des Wortes Gottes. Er kann als der Schutzpatron der Bogenschützen betrachtet werden, und wiewohl er nicht wirklich canonisirt wurde (worauf die zu seinen Gunsten vollbrachten Wunder, sowohl in seinem Leben als nach seinem Tode, und die übernatürlichen Kräfte, die er besessen haben soll, ihm unbestreitbare Ansprüche geben) so erhielt er doch die Hauptauszeichnung eines Heiligen, da ihm ein Fest gewidmet ward, und feierliche Spiele zum Anden-

ken seines Namens angeordnet wurden, die man bis ans Ende des sechszehnten Jahrhunderts beging, und zwar nicht bloß das Volk, sondern auch Könige, Prinzen und ehrbare Magistrats-Personen, nicht bloß in Schottland, sondern auch in England. In dem erstern Lande mußte man sie sogar als einen Gegenstand von hoher politischer Wichtigkeit, und als mit den bürgerlichen und religiösen Freiheiten des Volks innig verwoben, betrachten, da die Bemühungen der Regierung, sie zu unterdrücken, häufig Aufruhr und Tumult verursachten. Sein Bogen und einer seiner Pfeile, seine Kette, seine Kappe und einer seiner Schuhe wurden mit besondrer Ehrerbietung bis in das jetzige (18te) Jahrhundert hin aufbewahrt, und nicht nur die Plätze alle, die ihm zur Sicherheit oder zum Vergnügen dienten, sondern sogar die Quelle, aus welcher er seinen Durst löschte, führen immer noch seinen Namen: einen Namen, der in der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts als eine ehrenvolle Auszeichnung dem ersten Minister des Königs von Madagaskar beigelegt wurde.

Nach seinem Tode wurde seine Bande zerstreut; über die Einzelnen schweigt die Geschichte. Alles, was wir davon wissen, ist, daß sich verschiedne Nationen um die Ehre von Klein John's Grabe streiten, daß sein Grabstein lange dadurch berühmt blieb, daß er vortreffliche Wetzsteine hergab, und daß noch im 17ten Jahrhundert Einige seiner Nachkommen lebten, die den Zunamen »Nagler,« den er führte, trugen.

Folgende politische Seltenheit, Drayton's zierliche Beschreibung unsers Helden und seiner Lebensweise, möge diese überlange Erzählung von Robin Hood ergötzlich schließen:

Erzählung aller Ränk', die Robin Hood vollbracht,
Der seltnen Abenteu'r — ein Leben würd' verbracht; —
Wie oft nach Nottingham er ging im falschen Kleid,
Und, wenn entdeckt, entschlüpfte mit Geschicklichkeit;
In unsrer weiten Insel lebt wohl Einer nicht,
Der nicht gehört, wie man von ihm und Johnen spricht;
Und bis zur Zeiten Ende stirbt nicht des Liedes Ton,
Von Scarlock, Georg a Green und Muck, dem Müllerssohn,

Vom frohen Bruder Tuck, der manche Red' erdacht
Zum Preise Robin Hood's und seiner Leute Macht.
An hundert tapfre Mannen hatt' unser Robin Hood,
Stets fertig seinem Ruf, und Schützen wahrlich gut.
Ein jeder kennet wohl, auf Lincoln's grüner Au
Das wohlgewundne Horn, die Mützen roth und blau,
Wie, wenn von ihrem Mund das kleine Horn ertönt,
Dann wohl in Berg und Thal das Echo wiederdröhnt.
Ihr knopfbesetzter Gürtel von der Schulter wallt',
An ihm war unterm Arm der Panzer festgeschnallt,
Ein kurzes Schwerdt zur Seit', das Schild nur eine Spann',
Wer auf das Knie sie schlägt, gilt ihnen nicht ein Mann.
Von Bogen aus dem Span'schen Holz, mit starkem Strang,
Nicht Bolzen schossen sie, nur Pfeile, ellenlang.
Im Bogenschuß lag ihre wohlgewandte Kraft,
Mit breiten Pfeilen, spitzen auch; mit flieh'ndem Schaft
Auf vierzig Stieg' hinaus sie trafen, und ihr Ziel,
Ging nur bis an die Brust, der Pfeil nie höher fiel.
Der Pfeil, so schön verziert mit Federn, fein geschnitzt,
Aus Birk- und Brasilholz, durch alle Stürme blitzt;
Der runde, viergeeckte, zweigespalt'ne Pfeil,
Sie flogen klingend ab, man hört' es eine Meil'.
Kein Einz'ger war von diesen wackren Schützen fast,

Der nicht den Hirsch gefällt, trotz seiner schnellsten Hast.
In manchem großen Wald' zerlegten, brieten sie
Das königliche Mahl, und Hunger gab die Brüh'.
Dann legten sie sich hin zur Ruhe ohne Harm,
Und unter Bäumen schlief Er manche Nacht so warm!
Aus reicher Aebte Kasten, reicher Schurken Gold,
Das oft er nahm, ward Armen viel von ihm gezollt;
Kein großer Bischof ging je lust'gen Robin's Steg,
Der nicht bezahlen mußte seinen weitren Weg;
Der Wittwe gnädiglich er half in Trauerzeit,
Und heilte mancher Jungfrau angethanes Leid.
Nie raubte er das Weib, dem Manne angetraut,
Doch seine theure Liebste war Marianne traut.
Die war bekannt an jedem Ort, wo sie erschien,
War Herrin über'n Wald, des Wild's Gebieterin.
Im Kleid bis an die Knie, mit schön geschmücktem Haar,
Mit Bogen, Köcher, wanderte sie immerdar
Durch wilde Forsten, ja Diana selbst war nie
So froh, noch schoß sie solche Hirsche todt, wie sie. —

Polyolbion, Gesang 26.

»Die edle Geburt und stattlichen Thaten Robin Hood's 2c. — wurde zuerst von William Onley in 4. gedruckt, und ist vermuthlich das: »kleine fröh-

liche Buch, genannt Robin Hood", das in dem Kataloge von Büchern, Balladen und Geschichten, 1680 von William Thackeray gedruckt, angeführt wurde, und der in einer der alten Balladensammlungen im brittischen Museum aufbewahrt wird.

Thoms.

Die edle Geburt und stattlichen Thaten des berühmten Vogelfreien, Robin Hood;

nebst einer treuen Erzählung vieler vergnüglichen und außerordentlichen Verrichtungen, die er in zwölf verschiednen Geschichten vollbrachte,

nämlich:

Neu in Einen Band gesammelt von einem sinnreichen Antiquar.

London,
1678.

Die edle Herkunft und die Thaten Robin Hood's.

Robin Hood stammte aus dem edlen Geschlecht der Grafen von Huntingdon, und als er von Heinrich dem Achten, mancher Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten wegen, die er begangen, geächtet worden war, zog er eine Gesellschaft eben so verwegner und zügelloser Burschen, als er selbst war, zusammen, und lebte mit ihnen größtentheils von Räubereien, die sie in oder nahe bei dem Walde Sherwood in Nottinghamshire verübten. Immer waren diese seines Winks gewärtig, so daß, wenn er ihrer bedurfte und auf seinem Horne blies, sogleich funfzig oder mehre von ihnen zu seiner Hülfe herbeieilten. Der, den er am meisteu liebte, wurde zwar wegen seiner kleinen Gestalt Klein John genannt, stand aber keinem von ihnen an Körperstärke und Geistesgegenwart nach. Keinen nahm er in seinen Dienst auf, mit dem er nicht zuvor selbst gefochten, und den er nicht dadurch hinlänglich geprüft hatte, mit welchem Muthe und mit welcher Gewandtheit er seine Waffen führe. Dies hatte zur Folge, daß er oft so verwundet und zerschlagen wurde, wie es geschah; doch minderte das die Liebe nicht, die er

zu dem Manne hegte, mit dem er focht; im Gegentheil mochte er nachher nur desto vertraulicher mit ihm sein, und ihn desto mehr achten. Vielmals bat man den König um Gnade für ihn, aber niemals mochte der König, der vielen tollen Streiche wegen, die er und seine Gesellen spielten, diesem Gehör geben, sondern machte selbst einst, in Begleitung eines großen Gefolges, einen Zug, ihn aufzufinden und ihn der verdienten Strafe zu überliefern. Endlich ward durch Verwendung und Vermittelung der Königin Catharine des Königs Zorn besänftigt, und seine Begnadigung besiegelt; und seine alten Tage vollbrachte er in Frieden in seinem väterlichen Hause, nicht weit von Nottingham, und war überall geliebt und geschätzt von Allen. Wir wollen hier die verschiednen Kämpfe, die er bestanden, und die manchen tollen und ergötzlichen Streiche, die er gespielt, erzählen, die einen, weil sie durch ihre Seltsamkeit seiner Geschichte mehr Ansehn verschaffen, die andern, weil sie dienen werden, dem Leser mehr Vergnügen zu gewähren.

Robin Hood's Ergötzen,

oder ein stattlicher Kampf zwischen Robin Hood, Klein John und William Scarlock und drei königlichen Waldhütern im Sherwood-Forste in Nottinghamshire.

Am Morgen eines Johannis-Tages ging Robin Hood mit Klein John und William Scarlock

bei Zeiten fort, und alle wünschten auf dem Wege einige Abenteuer zu bestehen, die ihrer Tapferkeit würdig wären. Sie waren noch nicht lange am Rande des Waldes hingewandert, als sie drei von des Königs Waldhütern erscheinen sahen, mit ihren Waldbärten in der Hand, und mit Schilden und Schwerdtern zu ihrer Vertheidigung versehen. »Sieh doch,« sagte Robin Hood, »da haben wir ja, was wir wünschten, und ehe wir uns von diesen Gesellen trennen, wollen wir doch versuchen, wie es mit ihrem Muthe etwa beschaffen sein möge.« — »Bist du Robin Hood?« fragte einer von den Waldhütern. »Das bin ich,« antwortete Robin. «Da kommen wir gerade an den Rechten,« sagte der Waldhüter; »wir sind hier unser drei, und eurer sind drei, da wollen wir uns vereinzeln, Mann gegen Mann, und, kühner Robin, ich für mein Theil bin entschlossen, mit dir einen Gang zu machen.« — »Bin's zufrieden, von ganzem Herzen,« sagte Robin Hood, »und das Glück soll entscheiden, wer der Beste ist, die Waldhüter oder die Vogelfreien.« Damit zogen sie ihre Röcke aus, die alle aus Lincoln Green waren, und fielen sich mit ihren braunen Hellebarden wohl zwei Stunden lang an; doch waren in diesen heißen Uebungen Robin Hood, Klein John und William Scarlock überlegen. Und als sie den Waldhütern die Erlaubniß, frischen Athem zu holen, gaben, fragten sie jene, wie sie

sie fänden? »Was? Gut, bei meiner Treu; du fichtst tapfer und gut,« sagte der Waldhüter, der mit Robin focht; »wir loben euch; aber laßt uns doch versuchen, ob ihr mit euren Schwerdtern und Schilden eben so wacker seid, als ihr es mit euren dicken Stöcken waret.« — »Zweifelt ihr etwa daran?« sagte Robin Hood; »wir wollen euch sofort darin zufrieden stellen.« Darauf legten sie alle ihre Stöcke weg, und zogen ihre Wämmser aus, und fielen sich alle durcheinander an. Unbarmherzig theilten sie ihre tüchtigen Streiche aus, und parirten sie immer sehr sorgfältig mit dem Schilde. Zuletzt, da Robin Hood merkte, daß Klein John und William Scarlock, was ihnen niemals in ihrem Leben begegnet war, Terrain verloren, stellte er sich, als merke er die Gefahr nicht, und schlug vor, allerseits ein wenig Athem zu schöpfen, und sagte dann zu den Waldhütern: »Ihr guten Jungeu, bei meiner Treu, ihr seid die Besten, mit denen ich je noch zusammenkam; laßt mich eure Namen wissen, und für die Zukunft will ich euch den Respekt beweisen, der eurer Tapferkeit zukommt.« — »Ach was,« sagte der eine von den Waldhütern, »beim Namenfragen verlieren wir Zeit, willst du aber noch ein bischen mehr dich mit unsern Händen und Schwerdtern bekannt machen, so sind wir dabei!« — »Ich seh, ihr seid kernhafte Burschen; jetzt wollen wir hier nicht mehr fechten, sondern kommt und

geht mit mir nach Nottingham; Gold und Silber habe ich genug bei mir, wir wollen's da in der Schenke zum Königskopf mit gutem Sekt und Rothwein ausfechten; und sind wir abgemattet, legen wir unsre Waffen hin, und schwören Brüderschaft; denn ich liebe die Leute, die so stehen, wie ihr, und die dem hochmüthigsten Prahlhanns den Rücken zu wenden verachten.« — »Von ganzem Herzen, lustiger Robin,« sagten die Waldhüter zu ihm, und so steckten sie ihre Schwerdter ein, zogen ihre Wämmser an, und gingen mit einander nach Nottingham, wo sie drei Tage lang ohne Unterbrechung Sekt- und Rothwein-Fässern oblagen, und sich zu guten Freunden tranken.

Robin Hood's Gang nach Nottingham.

Wie er mit funfzehn Waldhütern zusammentraf, als er mit seinem langen Bogen zum Wettschuß vor dem König ging, und die besagten funfzehn Waldhüter tödtete.

Die ganze Gegend auf und ab fing nun Robin Hood's Name an sehr berühmt zu werden. Die, welche in Geschäften von einem Markte zum andern zu gehen hatten, waren vor ihm in Schrecken, und fürchteten sich, die Wege zu gehen, wo er seine Jagden hielt, oder sie waren mit ihm in Vertrag, und gaben ihm jedes Vierteljahr Geld, daß er sie mit ihren Gütern und Viehheerden ungefährdet

vorüberziehen ließ. Er hielt das für einen vortheilhaften und sichern Weg seine Beutel zu füllen, und unterhandelte deshalb mit allen Viehmästern und reichen Pachtern daherum, und mochten ihm diese lieber vierteljährlich eine bestimmte Summe Geldes geben, als seinen Diebstählen und Angriffen Tag und Nacht ausgesetzt sein, von denen sie früher nur zu sehr gelitten hatten. Mittlerweile lebte Robin Hood herrlich und in Freuden, und war ganz ohne Furcht vor den Steckbriefen und Ausrufungen oder gerichtlichen Verhaftsbefehlen, und ging oftmals zum Vergnügen in die Stadt Nottingham, und war dort beständig sehr voller Lust im Königskopfe, und war kein Gast mehr geachtet als er. So begab es sich einst, daß, da der König zu der Zeit in eines großen Grafen Schlosse nicht weit von Nottingham sich aufhielt, die Stadtmänner und einige andre aus den umliegenden Gegenden Se. Majestät mit der ehrenvollen Uebung und Ergötzlichkeit eines Bogenschießens erfreuen wollten. Daher gingen denn auch viele von den Waldhütern aus dem Sherwoodforst dorthin, und Robin Hood desgleichen, wiewohl in solcher Kleidung, daß ihn nicht leicht Jemand erkennen konnte. Es begegneten ihm die Waldhüter, und fragten, wohin er ginge, da erzählte er, er wolle zum Wettschuß gehen, und habe seinen Eibenholzbogen deshalb mitgenommen. »Du, schießen?« sagte einer von den Waldhütern, »du

Quark du? Du junger Bursche bist nicht einmal im Stande einen Eibenholzbogen zu spannen, geschweige ihn aufgezogen abzuschießen; du schießen vor dem Könige!« — »Zwanzig Mark will ich euch halten,« sagte Robin Hood, daß ich einen guten Bock auf hundert Ruthen treffen und ihn auf der Stelle todt schießen will.« — »Ein hundert Mark daran!« riefen die Waldhüter. »Nieder mit eurem Quark,« sagte Robin Hood, und, nachdem er das Geld, mit dem er immer versehen war, niedergelegt hatte, spannte er seinen Bogen, und nachdem er einen breiten Bolzen auf denselben gelegt hatte, ließ er ihn auf einen fetten Bock, auf hundert Ruthen weit und weiter, abfliegen. Der Bolzen ging dem Bock durch die Rippen durch, und nachdem er ihn von dem Boden einen Satz in die Höhe hatte machen lassen, warf er ihn todt auf die Erde nieder. Als das Robin sah, sate er: »Die Wette ist mein, und wären's tausend Pfund.« — »Nichts ist dein,« sagten die Waldhüter, und begannen, ihm mit Gewalt zu drohen, wenn er ihnen nicht das Geld ließe und sich nicht auf der Stelle fortbegäbe. Robin Hood lächelte im Unwillen und sagte: »Ich will gehen, aber ihr sollt hier bleiben, bis man euch von dem Platze fortträgt, auf dem jetzt jeder Muttersohn von euch steht.« Damit ließ er einen Pfeil auf einen der Waldhüter fliegen, und dann auf einen andern, und dann auf noch einen andern,

und hörte nicht eher auf, seine wohlgerichteten Pfeile abzuschießen, bis von den funfzehn Waldhütern vierzehn todt auf dem Platze langen, und zwar in einem Haufen bei dem Bocke. Der funfzehnte rannte, so eilig er konnte, weg, aber Robin sandte ihm einen zweispitzigen Pfeil nach, der jenem den Rücken und ganzen Körper durchdrang, und zur Brust wieder heraus kam. — »Nun habt ihr mich auf eure Kosten als einen Bogenschützen befunden, sagte Robin Hood,« nahm das Geld auf, und zog sich, um mehr Gefahren, die etwa folgen könnten, und mehr Blutvergießen zu vermeiden, in den Wald zurück. Unterdessen hörten die Stadtmänner von Nottingham, Robin Hood wäre an der Straße und mehre Waldhüter seien todt geschlagen. Daher brachen sie in großer Anzahl auf, in der Hoffnung, daß Robin Hood entweder getödtet, oder so verwundet wäre, daß sie ihn jetzt fangen und zum König bringen könnten. Aber als er einige seiner durchbohrenden Pfeile unter sie abgeschickt hatte, gewannen sie auf eigene Kosten die blutige Ueberzeugung, daß er von Wunden und Gefangenschaft noch weit entfernt sei. Daher hoben sie bloß die funfzehn von ihm getödteten Förster auf, und brachten sie in die Stadt Nottingham, wo eine gleiche Anzahl Gräber auf dem Kirchhofe gegraben und Alle, einer bei dem andern, bestattet wurden, so daß sie im Tode, wie im Leben, Gesellschaft mit einander hielten.

Robin Hood und der Lohgerber, oder Robin Hood trift auf seines Gleichen.

Bericht von dem großen und schrecklichen Kampfe zwischen Arthur Bland, dem Lohgerber von Nottingham, und Robin Hood, dem großen Bogenschützen von England.

Nach dieser betrüblichen Execution so vieler von den Waldhütern, war keiner so verwegen, den kühnen Robin irgend über seine Schützenkunst zu befragen, und, die Wahrheit zu gestehen, fürchtete er sich selbst mehre Jahre lang in die fröhliche Stadt Nottingham zu kommen, weil ihn die Tödtung so vieler Waldhüter auf einmal den Einwohnern rings herum schrecklich und verhaßt gemacht hatte, besonders aber den Frauen der erwähnten Förster, die ihn ganz außerordentlich verwünschten. Im Verlauf der Zeit ging er eines Sommermorgens in dem Sherwood-Wald, und sah einen Mann von starkem Körperbau und muthigen Aussehen auf eine beleidigende Weise ihm entgegentreten. Da befahl er diesem, still zu stehen, und sagte zu ihm, daß er ihn für einen verwegnen Burschen hielte, der des Königs Hirsche stehle, und, daß er, als einer der Waldhüter, seines Amtes warten und sich seiner Person bemächtigen müsse. Der andre, der ein Lohgerber aus der Stadt Nottingham war; und einen langen Knüttel auf der

Schulter trug, den er so gut zu führen wußte, wie irgend einer, sagte ihm gerade heraus, da müßten wohl mehr als zwei oder drei kommen, um ihn zum Stehen zu bringen, und kümmere er sich nicht einen Strohhalm um sein Schwerdt und seinen Bogen, noch um seinen Köcher mit zweispitzigen Pfeilen, denn wenn er einen auflegen wollte, so glaube er, daß er eben so schnell — könne, als jener schießen. Robin Hood verlor den Muth nicht, sondern forderte ihn auf, deutlicher zu sprechen und sich besserer Ausdrücke zu bedienen, sonst wolle er ihm bessere Sitten einbläuen. »Bläue mich,« sagte Bland, »ei du jämmerlicher Maulaffe! Bist du so ein guter Mann, nicht einen Strohhalm kümmere ich mich um dich.« — »Na, da sollst du dich um mich kümmern,« sagte Robin Hood, schnallte seinen Gürtel los, legte seinen Bogen und seine Pfeile weg, und ergriff einen Stock von einer jungen Esche und schlug vor, daß Bland die Länge seines Stockes an dem seinen messen sollte, da er bei der Prüfung von dessen Mannheit nicht ungleiches Spiel haben mochte. Aber Bland erwiederte: »was kümmert mich die Länge; mein Stock ist von gutem Eichenholz und acht und einen halben Fuß lang, und ist er auch kürzer als deiner, sollst du ihn doch lang genug finden, um deiner Schellenkappe eins zu versetzen.« Auf diese Worte konnte Robin Hood nichts weiter erwiedern, sondern machte zwei oder drei

Schwenkungen über seinem Kopfe, und gab ihm dann einen solchen Denkzettel auf die Spitze seiner Krone, daß ihm das Blut die Schultern herabfloß. Aber Arthur Bland ermannte sich bald wieder, forderte Robin Hood auf, sich vorzusehen, denn er würde mit ihm quitt werden, und kam mit Hand und Fuß auf ihn los. Robin Hood glaubte, er wolle mit dem Vorderende seines Stockes an ihn, aber Bland zog ihn plötzlich zurück, und da er sehr hurtig dabei war, gab er Robin Hood mit dem andern Ende seines Stockes einen solchen Gruß an die rechte Seite seines Gesichts, daß er ihn nicht nur betäubte, sondern ihm auch den Kopf so erbärmlich zerschlug, daß das Blut heftig herunterrann. Robin Hood, der so etwas zu sehen nicht gewohnt war, warf sich mit aller seiner Kraft auf Blanden ein; aber Bland versäumte sich auf keine Weise zu vertheidigen und Schlag für Schlag zurückzugeben. Zwei Stunden exercirten sie so heiß mit einander, und liefen auf dem Boden hin und her, daß der Wald und ihre Rippen von den Schlägen erklangen, die sie sich einander zutheilten. Endlich trug Robin Hood darauf an, einzuhalten und den Streit sein zu lassen, denn er fände, sagte er, daß auf beiden Seiten nichts als tüchtige Prügel zu gewinnen wären, und versicherte ihn, daß er für alle künftige Zeiten freien Gang durch den Wald haben solle. »Ein Gottesdank für Nichts!« sagte Arthur

Bland; »die Freiheit habe ich von dir nicht gekauft, meinem guten Stocke und der Hand, die ihn führte, habe ich sie zu danken.« Darauf fragte ihn Robin Hood, was er für ein Gewerbe habe, und wo er wohne? — »Ich bin ein Lohgerber,« antwortete Bland, »und habe lange in Nottingham gearbeitet, und wenn du je einmal dahin kommst, schwöre ich dir, will ich dich umsonst beherbergen.« — »Wenn du so willst,« sagte Robin, »so will ich eben so viel für dich thun; aber wenn du dein Handwerk aufgeben und hier im Walde mit mir leben willst, versichere ich dich, wirst du Gold und Silber in Menge bekommen und an Nichts Mangel haben.« Da erkannte Arthur Bland, wer er wäre, und sagte zu ihm: »Wenn du Robin Hood bist, wie ich nach deiner Mannheit glaube, daß du's bist, da ist meine Hand; willst du dich nie von mir trennen, will ich dich auch nie verlassen; doch wo ist Klein John? den möchte ich gerne sehen, denn er ist mit mir von meiner Mutter her verwandt.« Robin Hood hörte nicht sobald ihn das sagen, als er sein Horn blies, und sie sogleich Klein John den Hügel herunterkommen sahen, der, als er seinen Herrn mit dem Stocke in der Hand erblickte, ihn fragte, was es gebe. Dieser erzählte ihm, daß er hier mit einem Gerber von Nottingham zusammen gerathen sei, der ihm sein Fell nach guter Weise gegerbt habe. »Ei, das ist wohl ge-

than,« sagte Klein John, »da will ich doch sehen, ob er mich auch so gerben kann; Freund, seht euch vor, wenn ihr könnt.« Da schrie Robin Hood ihm zu: »Halt ein! halt ein! 's ist ja dein Freund und Vetter, er heißt Arthur Bland!« — »Mein Vetter Arthur!« sagte Klein John; »wie freue ich mich, euch hier zu sehen, mein guter Vetter!« Und seinen Stock niederwerfend, sprang er auf ihn zu und umfing ihn mit den engsten Liebesarmen. Darauf nahm Robin Hood beide bei der Hand, alle drei tanzten um eine alte Eiche, Gesang im Munde und Fröhlichkeit im Herzen, und drückten durch alle Zeichen ungeheuchelte Neigung zu einander aus.

Robin Hood und der Fleischer.

Wie Robin Hood einem Fleischer seine Mähre und das Fleisch, womit sie beladen, abkaufte, und wie er den Sheriff von Nottingham anführte, und ihn um dreihundert Pfund betrog.

Nicht lange darauf wanderte Robin Hood im Walde, wie es seine Gewohnheit war, als er einen Fleischer des Weges daher reiten sah, der eine große Menge Fleisch auf seines Pferdes Rücken hatte, das er auf dem Markte verkaufen wollte. »Guten Morgen, guter Geselle,« sagte Robin Hood zum Fleischer. »Guter Geselle,« antwortete der Fleischer, »der Himmel bewahre mich vor der guten

Gesellschaft mit Robin Hood; denn wenn ich auf den stoße, da möchte es mit meiner Reise und mit meinem Fleische zum Markte bald ein Ende haben.« — »Ich mag deine Gesellschaft gern,« sagte Robin Hood; »was hast du denn zu verkaufen?« — »Fleisch, Herr,« sagte der Fleischer; »damit will ich nach Nottingham zu Markte.« — »Wie viel gilt dein Fleisch,« sagte Robin Hood, »und deine Mähre dazu, die's trägt? Sag mir's, denn wenn du mich ordentlich behandeln willst, will ich dir beides abkaufen.« — »Vier Mark,« sagte der Fleischer, »und kann ich davon nichts 'runterlassen.« — »Sitz ab denn, und zähle dein Geld,« sagte Robin Hood; »ich will einmal versuchen, ob ich mich wie ein Fleischer zu benehmen verstehe.« Als das Geld gezählt war, setzte sich Robin Hood auf, ritt mit dem Fleische nach dem Nottinghamer Markte, und verkaufte so wohlfeil, daß er sein Fleisch schon um zehn Uhr des Morgens los war; denn er gab mehr Fleisch für einen Pfennig als die andern für fünfe geben konnten. Die Fleischer auf dem Markte, die ihren Stand neben ihm hatten, sagten einer zum andern: »Gewiß taugt des Mannes Fleisch nichts, und ist stinkig, oder er hat's gestohlen.« — »Wo kommt er denn her?« sagte ein andrer; »hab' ich ihn früher doch nie gesehen.« — »Das will ich euch bald sagen,« erwiederte ein andrer, und ging zu Robin Hood und sagte zu ihm: »Bruder, du

bist der freigebigste Fleischer, der hier je zu Markte kam; wir sind Alle von einem Handwerke, darum müssen wir mit einander zu Mittag essen.« — »Verwünscht sei der,« sagte Robin Hood, »der einem Fleischer eine so feine Einladung abschlägt,« und ging mit ihm zum Wirthshause, wo sehr schnell der Tisch gedeckt und das Essen angerichtet wurde; und da der beste Mann in der Gesellschaft den Segen sprach, nahm Robin Hood am obern Ende der Tafel seine Mütze ab, und sagte: »Gott segne uns Alle, und unser Fleisch an dem Platze! Ein Becher Sekt ist gut, das Blut zu reinigen, und so beschließe ich meinen Segen.« Sobald sich Robin Hood gesetzt, verlangte er einen Becher Sekt, und trank Allen zu, und sagte: sie möchten Alle fröhlich sein, und sollten auch fünf Pfund dafür zu bezahlen sein, wolle er doch jeden Pfennig bezahlen. »Du bist der bravste Degen,« sagten die Fleischer, »der je zum Nottinghamer Markte kam.« Immer mehr Wein forderte Robin Hood, so daß die Becher am Tische rund herum gingen, auf und nieder, und daß der Sheriff, der neuerdings angekommen und im Gasthofe abgestiegen war, davon hörte, und sagte: »Das ist gewiß ein Verschwender, der seine Ländereien verkauft hat und nun Alles mit einem Male durchbringen will. Als dies zu Robin Hood's Ohren kam, ergriff er nach Tische eine Gelegenheit, mit dem Sheriff zu sprechen: »Nicht wahr, guter

Geselle," sagte der Sheriff, "du hast gewiß heute einen guten Markt gemacht? Hast du noch mehr Hornvieh zu verkaufen?" — "So hab' ich," sagte Robin Hood zum Meister Sheriff, "ich habe ihrer zwei- oder dreihundert, und, sie zu füttern, ein hundert Morgen Land, so gut, als irgend worüber jemals eine Krähe flog; wenn ihr sie mir abkaufen wollt, will ich euch eben so gute Sicherheit dafür geben, wie sie mir mein Vater gegeben hat." Der Sheriff, ein habsüchtiger Mann, bildete sich ein, er könne mit Robin Hood auch solche Pfennigskäufe machen, befahl, sein Pferd vorzuführen, nahm einiges Geld zum Kaufe mit, und ritt mit Robin Hood fort, der ihn eine oder zwei Meilen gerade aus in den Wald hineinführte. Der Sheriff, über die Unheimlichkeit des Ortes erschreckt, fing an, für das Gold, welches er bei sich führte, besorgt zu werden, und sich wieder nach Nottingham zurückzuwünschen. "Und warum?" sagte Robin Hood. — "Ich will dir's nur aufrichtig sagen," erwiederte der Sheriff, "ich traue dir nicht recht." — "Nicht?" sagte Robin Hood; "nun denn will ich mich besser versorgen." — "Nur bewahre mich Gott vor Robin Hood, denn dies ist sein gewöhnlicher Aufenthaltsort." Lächelnd zeigte Robin Hood nun auf eine Heerde von dreihundert stattlichen Hirschen, die dicht bei ihnen im Walde weideten, fragte den Sheriff, wie ihm das Hornvieh da gefiele, und

versicherte ihn, das wären die besten, die er ihm zeigen könnte. Darauf blies er in sein Horn, und sogleich kam Klein John mit funfzig oder mehren seiner Gesellen herbei. Robin Hood sagte ihnen, er habe den Sheriff von Nottingham mitgebracht, der bei ihnen zu Mittag speisen wolle. »Er ist willkommen,« sagte Klein John, »ich weiß, er hat viel Gold, und wird das Essen gut bezahlen.« — »Ei,« sagte Robin Hood, »daran habe ich nie gezweifelt.« Und so ergriff er des Sheriffs Mantelsack, und nahm die dreihundert Pfund, die sich darin befanden, heraus. Dann führte er ihn wieder durch den Wald zurück, bat ihn, freundlich seine Frau zu grüßen, und ging mit Lachen fort.

Robin Hood und der Bettler.

Wie er mit dem Bettler focht, die Kleider mit ihm wechselte, und dann nach Nottingham betteln ging, und hier drei Brüder befreite, die alle wegen Diebstahls an des Königs Hirschen verurtheilt waren.

Aber an der Mähre, die Robin Hood vom Fleischer kaufte, hatte er nicht lange Vergnügen, sondern, da er nun mit der guten Menge Geld, die er dem Sheriff abgenommen, versehen war, kaufte er sich einen stattlichen Wallach, und, als er eines Tages nach Nottingham ritt, begegnete er zufällig einem armen Bettler. Robin Hood war fröhlichen Sinnes, hatte gerade keine Rolle ange-

nommen, und da er sah, daß der Bettler verschiedene Packen hatte, die an seinem geflickten Kleide befestigt waren, ritt er auf ihn zu, bot ihm die Tageszeit und fragte, was er für ein Landsmann wäre? — »Aus Yorkshire,« sagte der Bettler, »und ich wollte euch bitten, mir etwas zu geben.« — »Dir geben?« sagte Robin Hood, »ich habe dir nichts zu geben, ich bin ein armer Wildhüter aus dem Walde; aber du scheinst mir ein lustiger Knabe zu sein, soll ich dir etwa eine tüchtige Bastonade auf deine Schultern geben?« — »Zufrieden, zufrieden,« sagte der Bettler, »und ich wette meinen Rock und alle meine Packen gegen ein Endchen Zwirn-Spitzen, du sollst es bereuen.« Darauf sprang Robin Hood ab, und er und der Bettler geriethen an einander, er mit seinem Schwerdte und Schilde, und der Bettler mit seinem langen Stocke. Dieser vertheidigte sich so gut, daß Robin Hood machen mochte, was er wollte, er konnte ihm doch nichts anhaben, und ihm einen Denkzettel für seine Ueberkühnheit geben. Und nichts ärgerte ihn mehr, als des Bettlers Stock so hart als Eisen zu finden; denn nicht so war Robin Hood's Kopf, und der Bettler ließ seinen Stock mit aller Gewalt in einem solchen Seitenhiebe heruntersteigen, daß Robin mit aller seiner Gewandtheit nicht ausweichen konnte, sondern ihm das Blut über das Gesicht herunterlief. Das verwandelte Robin Hood's Muthwillen

in Rachgier und Wuth; er ließ sein treues Schwerdt auf ihn hineilen und verdoppelte Schlag auf Schlag; aber da er sah, daß der Bettler ihm so wacker Stand hielt, daß einer seiner Schläge nur immer der Vorläufer des andern, und jeder Schlag gleichsam ein Todesbote war, rief er ihm zu, einzuhalten. »Das werde ich nicht thun,« sagte der Bettler, »wenn du mir nicht dein Pferd und dein Schwerdt und deine Kleider mit allem Gelde, das du in deinen Taschen hast, abtrittst.« — »Der Tausch ist ungleich,« sagte Robin Hood, »doch für diesmal bin ich damit zufrieden.« So legte er des Bettlers Kleider an, und wurde so der Bettler der Edelmann, und Robin Hood der Bettler. Nun ging er in seinem geflickten Kleide und mit seinen verschiedenen Bündeln nach Nottingham hinein, und erfuhr dort, daß drei Brüder an dem Tage an den Galgen kommen sollten, zu dem sie, weil sie des Königs Hirsche getödtet, verurtheilt waren. Er zögerte daher nicht lange, sondern ging gerades Weges zu des Sheriffs Hause, wo ihn ein junger Edelmann an der Thür stehen sah, und ihn um sein Begehren fragte. Robin Hood antwortete, er komme her, weder um Essen noch Trinken, sondern um das Leben der drei zum Tode verurtheilten Brüder zu bitten. »Das kann nicht geschehen,« sagte der junge Edelmann, »denn nach dem Gesetze müssen sie heute noch Alle sterben, weil sie des

Königs Hirsche gestohlen haben, und eben werden sie zum Richtplatze hinausgeführt.« — »Da muß ich schnell zu ihnen,« sagte Robin Hood; und als er zu dem Galgen kam, fand er Viele, die gar sehr um sie weinten und klagten. Robin Hood tröstete sie, und versicherte, daß sie nicht sterben würden; er blies darauf in sein Horn, und man sah plötzlich ein hundert brave Bogenschützen zu ihm kommen, mit deren Hülfe er die Gefangnen befreite, den Henker tödtete und viele von des Sheriffs Beamten verwundete. Darauf nahm er die, welche wegen Tödtens der königlichen Hirsche zum Tode verurtheilt waren, mit sich fort, und diese dankten ihm sehr für die Erhaltung ihres Lebens, und vereinigten sich nachher mit dem Gefolge Robin Hood's.

Robin Hood's Wiederaufleben,

oder sein stattliches Gefecht mit einem tapfern jungen Edelmanne, der sich nachher als seinen Verwandten zu erkennen giebt.

Meistentheils entsprach jeder Tag der Erwartung Robin Hood's, denn jeder Tag führte ihm ein oder das andre neue Abenteuer zu. Doch wünschte er, daß er sein Fleischerhandwerk noch etwas länger fortgesetzt hätte; denn sein Vorrath schwand zusammen, und er hatte nicht mehr, womit er sich und sein Gefolge unterhielte. Als er daher aus-

ritt, um zu sehen, welches guten Glücks er habhaft werden könne, begegnete er einem jungen Edelmanne, der einen Rehbock geschossen hatte. Robin Hood war nicht weit davon, als dies geschehen war, und lobte ihn wegen seiner Schützenkunst, und bot ihm eine Stelle in seinem Gefolge an, und einer seiner Jagdgesellen zu sein. Aber der junge Mann verschmähte dies, und sagte zu ihm, er würde ihn, wenn er nicht gehen wolle, von der Stelle hier wegprügeln. Robin Hood, solches Schimpfes nicht gewohnt, versicherte ihn, er habe Leute genug, die seine Partei nähmen, wenn er in sein Horn stoßen wolle. »Blase, wenn du kannst,« sagte der junge Edelmann; »ich kann mein gutes Schwerdt ziehen, und dir deinen Hals und dein Horn zugleich weghauen.« Diese rauhen Worte machten Robin Hood so unwillig, daß er seinen Bogen spannte. Als der Edelmann das sah, sagte er zu ihm: »Ich bin dazu eben so gut bereit, wie du, doch würde dann einer von uns, wenn nicht alle beide, sicherlich getödtet werden; da wäre es weit besser, wenn wir's mit unsrem Schwerdte und Schilde ausmachten.« — »Bin's zufrieden,« sagte Robin Hood; »wir können keinen bessern Platz finden, als den Schatten hier unter der Eiche.« So zogen sie ihre Schwerdter und geriethen an einander. Robin Hood gab dem jungen Edelmann einen Hieb an den rechten Ellbogen, und einen leichten

Streich an die linke Schulter; das erwiederte der Edelmann mit Vortheil, so daß, als beide ein wenig Athem holten, Robin Hood ihn fragte, ob er ihn niemals früher gesehen, oder von ihm gehört habe? »Ich weiß nicht, wer du bist,« sagte der Edelmann, »aber ich heiße Gammwel, bin in Maxfield geboren, und weil ich meines Vaters Hausmeier erschlagen habe, bin ich hieher zu gehen gezwungen worden, um meinen Onkel aufzusuchen, der den Leuten unter dem Namen Robin Hood bekannt ist.« — »Was? Ich bin ja der Mann,« sagte Robin Hood, warf sein Schwerdt und Schild fort, und eilte hastig, den zu umarmen, dem er vorher so tüchtig zugesetzt hatte. Groß war die Liebe und viel der gegenseitigen Freundschafts-Betheuerungen, als zu derselben Zeit Klein John herbeikam, dem Robin Hood den Vorfall mittheilte, und dann seinem Verwandten die nächste Stelle nach Klein John gab; Klein John aber blieb der Nächste nach ihm selbst. Nicht lange nachher reiste er gen Norden, wo ein munterer Schotte ihm seine Dienste anbot; aber er wies ihn mit den Worten zurück, daß der, der nie weder seinem Vater, noch seinen Verwandten treu geblieben wäre, um so weniger ihm treu sein würde. Zu dieser Zeit erhitzte sich der Kampf zwischen den Schotten und Engländern, und Robin Hood wandte sich zu den Engländern: »Fechtet doch,« sagte er, »meine fröhlichen

Landsleute alle, unsre Sache ist gut; wir werden nicht geschlagen werden, und wiewohl ich rings umzingelt bin, will ich mir doch mit dem Schwerdte den Weg durch alle meine Feinde hauen.

Robin Hood und der Bischof.

Wie er mit einem alten Weibe die Kleider tauschte, um dem Bischofe zu entkommen, und nachher dem Bischof alles Geld abnahm und ihn eine Messe singen ließ.

Als Robin Hood nach Nottinghamshire zurückgekommen war, wanderte er eines Tages zu Fuß herum, um zu sehen, wie die Sachen in der Welt ständen. Er war nicht weit gegangen, als er einen Bischof sah, der in der Begleitung von einem hundert Mann starken Gefolge nach London ritt. Er bemerkte, daß ihn der Bischof kannte, und da er allein war, und nicht wußte, wie er ihm aus dem Wege gehen sollte, stahl er sich in eines alten Weibes Haus, und klagte ihr seine Noth. Als das alte Weib ihn fragte, wer er sei, entdeckte er ihr, daß er der berühmte Vogelfreie, gewöhnlich Robin Hood genannt, sei. »Wenn du so heißest,« sagte das alte Weib, »will ich dir helfen, so gut ich kann, da ich von dir leutselig behandelt worden bin; der beste Weg, dich zu verbergen, den ich dir angeben kann, ist, daß du meine Kleider anziehest, und ich deine.« — »Von Herzen gern,» sagte

Robin Hood. So zog er ihren grauen Rock an, und er gab ihr seinen grünen, nebst Wamms und Hosen, und seinen Bogen und die wenigen Pfeile, die er noch hatte. Dies war nicht sobald geschehen, als des Bischofs Leute mit gezognen Schwerdtern in das Haus eindrangen, und das alte Weib, das sie für Robin Hood hielten, ergriffen. Der Bischof setzte dasselbe auf ein milchweißes Pferd, folgte ihm selbst auf einem Apfelschäcken, und war über den großen Fang, den er gethan, über und über voll Freude. Mittlerweile ging Robin Hood in den Kleidern des alten Weibes, mit einem Stecken und einer Spindel in der Hand, schnell davon und zu seinen Gesellen; und als Klein John ihn durch das Grüne daher kommen sah, rief er aus: »O, wer ist die, die da zu uns herkommt, und wie eine Hexe aussieht? Ich will sie todt schießen, und wenn sie todt ist, will ich sie mit einem von meinen großen Bolzen an die Erde nageln.« — »Halt ein,« sagte Robin Hood; »ich bin dein Herr, und komme, dir zu erzählen, was mir in des alten Weibes Hause begegnet ist;« und, zur Bestätigung dessen, was er sagte, sahen sie den Bischof mit seinem stattlichen Zuge des Weges angeritten kommen. Als der Bischof so ein hundert wackere Bogenschützen an dem Wege, wo er vorüber mußte, unter den Bäumen stehen sah, fragte er seinen Gefangnen, wer das wäre. »Ei, ich denke,« sagte das alte Weib, »das

ist Robin Hood mit seinen Gesellen.« — »Wer bist denn du?« sagte der Bischof. — »Ich bin ein altes Weib,« sagte die Gefangne, »du stolzer, blinder Bischof, und wenn du mir nicht glauben willst, so komm und siehe!« — »Dann Wehe mir,« sagte der Bischof; und kaum hatte er seine Klage ausgestoßen, als Robin Hood ihm zurief, daß er anhalten solle; und nachdem er selbst dessen Pferd angehalten hatte, band er den Bischof an einen Baum fest, und ergriff dessen Saumroß, und zog aus dem Mantelsacke an fünfhundert-Pfund heraus. Nachdem er das gethan, lächelte Robin Hood Klein Johnen zu, und alle seine Gesellen lachten einander zu. Dann befahl Robin Hood Klein John, ihm sein Pferd wiedergeben und ihn gehen zu lassen. »Bewahre,« sagten die Gesellen, »ehe wir ihn loslassen, muß er uns eine Messe singen.« Nachdem dies zu des Bischofs großem Aerger und Scham geschehen war, setzten sie ihn, mit dem Gesichte nach dem Schwanze zu, aufs Pferd, baten ihn, für Robin Hood zu beten, und ließen ihn seine Reise weiter fortsetzen.

Robin Hood's Ruhm,

oder sein berühmtes Bogenschießen vor der Königin Catharina, wofür von der Königin auf eine Zeit für ihn und seine Gesellen Begnadigung ausgewirkt wird.

Als sich Robin Hood auf alle Weise mit einer

guten Menge Geld versehen hatte, schickte er davon ein beträchtliches Geschenk an die Königin Catharina, mit einem Bittschreiben, doch bei seiner Majestät für ihn und seine Gesellen Gnade auszuwirken. Die Königin nahm beides an, und sendete einen ihrer Pagen, mit Namen Richard Patrington, ihm zu rathen, nach Hofe zu kommen; auch wollte sie nicht ermangeln, das Beste, was sie könnte, zu thun, um seine Bitte zu erfüllen. Mit großer Eile ging Patrington, auf gutem Pferde, ab, und beendete die weite Reise in weniger als zwei Tagen. Als er nach Nottingham gekommen war, erwies man ihm die Freundschaft, ihn am nächsten Morgen zu Robin Hood zu bringen, dem er den Auftrag der Königin ausrichtete, und der ihm erwiederte, er werde nicht verfehlen, Ihrer Majestät seine Aufwartung zu machen, auch abermals ein kleines Geschenk zum Beweise seiner Ehrerbietung und seines Gehorsams hinzufügte. Unmittelbar darauf kleidete er die vorzüglichsten seiner Leute in Lincolngreen mit schwarzen Hüten und weißen Federn, und sich selbst in Scharlach, und kam mit diesem Gefolge zur Königin nach London. Diese sagte zu ihm: »Willkommen Locksly; der König ist eben nach Finsburyfield gegangen, um einem großen Bogenschießen beizuwohnen, und ihr kommt gerade zur rechten Zeit dazu; geht nur voraus dorthin, ich werde selbst dort zugegen sein.« Als Robin Hood

nach Finsburyfield gekommen war, sprach der König zu Tephus, seinem Bogenträger, und befahl ihm, die Entfernung auszumessen, um zu erfahren, wie weit das Ziel sein sollte. Und da die Königin nicht lange nachher neben ihm Platz genommen, fragte sie der König, um welchen Preis sie schießen sollten? Die Königin antwortete: »Der Preis soll sein, dreihundert Faß Rheinwein, dreihundert Tonnen Bier, und dreihundert von den fettesten Rehböcken, die in den Dallum-Ebnen weiden.« — »Wahrlich,« sagte der König, »das ist in der That eine fürstliche Wette. Wohl! stecket das Ziel aus!« — Dies geschah augenblicklich, und es war volle funfzehn Stiege *) weit. Clifton, ein berühmter Bogenschütz aus der Stadt, rühmte sich, den Nagel jedes Mal treffen zu wollen. Und schon hatten des Königs Bogenschützen dreimal das Rothe geschossen, und standen also drei gegen keinen; doch aber verlor die Königin den Muth nicht, und fragte, ob irgend Jemand auf ihrer Seite wetten wolle? Und da Herr Richard Lee, der aus dem edlen Geschlechte der Gowers abstammte, dicht neben ihr stand, ermunterte sie diesen, eine Wette einzulegen. Aber er mochte nicht in ein so verzweifeltes Wagniß eingehen. Darauf sagte sie dasselbe zum Bischof

*) Wahrscheinlich Schritt.

von Hereford; der sagte ihr aber plump heraus, daß er nicht einen Pfennig auf ihrer Seite einsetzen möchte; denn, sagte er, die auf des Königs Seite schießen, sind vortreffliche und geübte Bogenschützen, von denen aber, die ihr gewählt habt, wissen wir nicht, wer sie sind, noch woher sie kommen; alles, was ich bei mir habe, möchte ich gegen sie einsetzen.« — »Wieviel ist das?« fragte Robin Hood. »Funfzehn Stiege Nobeln,« sagte der Bischof, »das macht beinah hundert Pfund.« — »Gut,« sagte Robin Hood, »ich will gegen euch einsetzen;« und so nahm er seinen Geldbeutel von seiner Seite und legte ihn auf den Rasen nieder; William Scarlock aber, der zugegen war, sagte: »Ich will mein Leben wetten, daß ich vorher weiß, wer die Wette gewinnen wird.«

Nun fingen die Bogenschützen wieder an zu schießen, und da waren die, welche die Königin gewählt hatte, zuerst gleich mit denen auf des Königs Seite, sie standen Drei gegen Drei. Darauf sprach der König laut zur Königin, und sagte: »Die nächsten Drei sollen für Alle bezahlen.« In der ersten Nummer schoß Robin Hood, und mit solcher Kunstfertigkeit, daß sein Bolzen in den Nagel drang und beinah das Schwarze berührte. Der auf des Königs Seite folgte, schoß gut, traf aber nur dicht an den Nagel. Dann schoß Klein John und traf das Schwarze, worüber die Damen laut lachten,

weil es nun fast gewiß war, daß die Wette sich zu ihrer Seite neigen würde, und dies bestätigte Midge, der Müllerssohn; denn, ich weiß nicht, was diesmal mehr zu rühmen war, seine Kunst oder sein Glück; aber es war so, daß er den wirklichen Nagel in der Mitte des Schwarzen traf, und der Bogen gab dabei solchen Klang, daß er den Sieg, noch ehe der Pfeil ans Ziel kam, zu verkünden schien.

Da die Königin so die Wette gewonnen hatte, fiel sie vor dem König auf die Knie nieder, und bat Seine Majestät, er möge mit Keinem derer, die hier auf ihrer Seite wären, zürnen. Da dieser Tag der Freude bestimmt war, bewilligte das der König, wiewohl er nicht recht verstand, was sie mit ihrer Bitte meinte. Als es gewährt war, sagte die Königin laut: »Dann sei willkommen, Robin Hood, und willkommen Klein John, und willkommen Midge, des Müllers Sohn, und willkommen jeder von Robin Hood's Gesellen, der nur hier auf dem Felde ist.« — »Ist das Robin Hood?« sagte der König; »ich dachte, er wäre vor dem Palastthore im Norden getödtet worden.« Da wandte sich der Bischof von Hereford zum König, und sagte zu ihm: »Mag es Eurer Majestät gefallen, dieser verwegne Vogelfreie, Robin Hood, am Donnerstage waren's drei Wochen, nahm mir fünfhundert Pfund in Gold ab, und band mich an einen Baum,

und ließ mich nachher eine Messe singen ihm und denen von seinen gottlosen Gesellen, die bei ihm waren.« — »That ich das,« sagte Robin Hood, »so war ich darüber sehr froh; denn ich hatte seit vielen Jahren keine Messe mehr gehört, und seht hier, Herr Bischof, zur Belohnung dafür, die Hälfte eures Geldes.« — »Nein, nein,« sagte Klein John, »das darf nicht geschehen; denn wir müssen, Herr, ehe wir fortgehen, des Königs und der Königin Hofbedienten Geschenke geben, und dazu wird des Bischofs Geld gut sein.«

Das berühmte Gefecht zwischen Robin Hood und dem Doggenpater, und wie der Bruder Robin Hood ins Wasser fallen läßt.

Nachdem Robin Hood so großen Ruhm wegen seiner Geschicklichkeit im Bogenschießen, und der Königin hohe Gunst gewonnen hatte, kehrte er mit großen Ehren nach Nottingham zurück. Als er dort angekommen war, setzte er einen Tag zu seiner und aller seiner Gesellen Belustigung fest. Und sie stellten unter sich Wetten an, wer den andern in dieser Kunst und wer in jener überträfe. Einige stritten, wer am weitesten spränge, Andre, wer den Balken am längsten tragen könne, Andre, wer in einer Weite von fünf Meilen der schnellste Fußgänger wäre. Klein John ergötzte sich mit Fremden, die hier waren, und wetteiferte mit ihnen,

wer den stärksten Bogen spannen könne und der beste Zielmann sei. »Laßt mich sehen,« sagte Klein John, »wer von euch in einer Entfernung von fünfhundert Schritt einen Rehbock tödten kann, und wer ein Reh erschießt, und wer einen Hirsch trifft.« Darauf ging Robin Hood vor ihnen her, und so kamen sie geradeaus in den Wald, und fanden dort eine tüchtige Menge Wild vor ihnen weidend. William Scarlock, der von Allen den stärksten Bogen spannte, tödtete einen Bock, und Klein John suchte sich ein fettes Reh aus, und der wohlgerichtete Pfeil drang ihm ins Herz ein; doch Midge, der Müllerssohn, tödtete einen fünfhundert Schritt von ihm entfernten Hirsch. Als der Hirsch fiel, schlug ihn Robin Hood freundlich auf die Schulter, und sagte zu ihm: »Gott segne dein Leben, fünfhundert Meilen könnte ich reiten, ohne deines Gleichen zu finden.« Als William Scarlock ihn diese Worte sagen hörte, sprach er zu ihm: »Meister, was wäre das nöthig? Da ist ein sogenannter Doggenpater nicht weit von hier, der um hundert Pfund, in welcher Entfernung ihr wollt, entweder mit Midge oder mit euch selbst schießen wird. 'S ist ein gewandter Mann, und kann einen Bogen mit der größten Kraft schießen, und wird mit euch und mit allen euren Leuten, einen nach dem andern, schießen.« — »Meinst du, Scarlock?« antwortete Robin Hood; »so wahr mir Gott helfe, weder essen

noch trinken will ich, bis ich den Pater sehe, von dem du sprichst.« Und nachdem er sich zur Reise gerüstet, nahm er Klein John und funfzig von seinen besten Bogenschützen mit sich, und stellte sie an einem passenden Platze auf, wie er es für gut hielt. Als dies geschehen war, rannte er in das Thal herunter, wo er den Doggenpater am Wasser gehen fand. Sobald er ihn entdeckt hatte, nahm er augenblicklich sein breites Schwerdt und Schild, und setzte seine Stahlkappe auf den Kopf. Der Pater, der nicht wußte, wer er war, noch in welcher Absicht er kam, bewaffnete sich gleichfalls, um ihm Stand zu halten. Als Robin Hood an ihn herankam, sprang er vom Pferde, band es an einen Dornstrauch, der dicht dabei wuchs, und sagte mit einem Blicke auf den Bruder: »Trage mich über's Wasser, du Hundepater, oder dein Leben steht auf der Spitze!« Der Pater zögerte nicht lange, sondern hob Robin Hood auf, trug ihn, wie die Geschichte sagt, ohne ein Wort zu sprechen, auf dem Rücken durch das tiefe Wasser, und setzte ihn freundlich drüben an die andre Seite des Ufers nieder. Nachdem dies geschehen war, sagte der Pater zu Robin Hood: »Jetzt ist die Reihe an mir; drum trage mich übers Wasser, verwegner Bursch, oder es wird dich gereuen.« Robin Hood, um die Höflichkeit zu erwiedern, nahm den Pater auf seinen Rücken, und brachte ihn, ebenfalls ohne nur das

geringste Wort zu sprechen, über das Wasser, und setzte ihn sanft auf die andre Uferseite nieder. Und sich zu ihm wendend, sprach er wieder zu ihm, wie zuerst, und verlangte, daß er ihn noch einmal über das Wasser trage, wenn er nicht mit seinem Leben dafür büßen wolle. Der Pater hob ihn mit lächelndem Murmeln auf, und sagte nicht ein Wort, bis er mitten in den Strom kam, wo er am tiefsten war; hier schüttelte er ihn von den Schultern ab, und sagte zu ihm: »Wähle nun, verwegner Bursch, ob du untersinken oder schwimmen willst.« Robin Hood, der eine tüchtige Wäsche empfing, kam wieder auf seine Füße, stürzte sich dann selbst ins Wasser, und schwamm zu einem Busche auf der andern Seite des Ufers; der Pater dagegen schwamm zu einem Weidenbaume, nicht weit davon. Robin Hood nahm nun seinen Bogen in die Hand und einen seiner besten Pfeile, und schoß nach dem Pater. Der Pater fing den Schuß mit seinem stählernen Schilde auf, und sagte zu ihm: »Schieß zu, schieß zu, du verwegner Bursch, und wenn du einen ganzen Sommertag lang schießest, will ich immer hier als Ziel stillstehen.« — »Das will ich versuchen,« sagte Robin Hood, und schoß Pfeil auf Pfeil auf ihn ab, bis er keinen mehr in seinem Köcher hatte. Dann legte er den Bogen nieder, und zog sein Schwerdt heraus, welches nur zwei Tage vorher der Tod von drei Männern gewesen

war. Nun kamen sie Hand gegen Hand mit Schild und Schwerdt an einander. Der Stahlschild fing alle Schläge, die nur immer ausgetheilt wurden, auf. Manchmal schlugen sie gegen den Kopf, manchmal gegen die Seite, oder gegen die Füße, manchmal schlugen sie gerade herunter, manchmal machten sie Finten hiebe, und kamen endlich mit Fuß und Hand ins vollständige Handgemenge. Und da sie sich schämen, daß sie so lange nutzlos ihre Tapferkeit an einander versuchten, und keiner den andern zu verwunden vermochte, verdoppeln sie ihre Schläge; sie hacken, und hauen, und geifern auf einander los, bis endlich Robin Hood den Pater bat, einzuhalten und ihm zu erlauben, ins Horn zu stoßen. »Du hast ja keinen Athem, um zu blasen,« sagte der Pater; »verschnaufe erst ein wenig, denn nach der Fountain-Abtei-Glocke sind wir fünf Stunden lang an einander gewesen.« Robin Hood nahm das Horn von seiner Seite, und nachdem er dreimal hineingestoßen, sieh, da kamen funfzig lustige Leute mit gespannten Bogen zu seinem Beistande herbei. Der Pater wunderte sich darüber: »Wessen Leute,« sagte er, »sind das?« — »Das sind meine,« sagte Robin Hood, »was kümmern sie dich?« — »Falscher Bengel!« sagte der Pater, und bat nach einer kleinen Pause Robin Hood, ihm dieselbe Höflichkeit zu erwiedern, die er ihm vorher bewiesen. »Worin besteht die,« sagte Ro-

bin Hood. — »Du bliesest dreimal in dein Horn,« sagte der Pater, »laß mich nun dreimal pfeifen.« — »Ei, von Herzen gern,« sagte Robin Hood, »eine Schande wäre es für mich, wollte ich dir diese Höflichkeit verweigern.« Darauf setzte der Pater seine Faust an seinen Mund, und pfiff dreimal so gellend, daß der Ort ringsum das Echo weithin wiedergab, und sieh, drei und funfzig schöne Hatzhunde (ihre auf dem Rücken emporstehenden Haare verkündeten ihre Wuth) waren Robin Hood und seinen Gesellen beinahe auf den Rücken. »Hier ist für jeden deiner Leute ein Hund,« sagte der Pater, »und zwei für dich.« — »Das ist falsches Spiel,« sagte Robin Hood; und kaum hatte er das Wort gesprochen, als zwei Hunde zugleich auf ihn loskamen, einer von vorn, der andre von hinten, die ihn zwar nicht verletzen konnten (denn sein Schwerdt fertigte sie geschwind ab), ihm aber doch sein Kleid in zwei Stücken zerrissen. Während dessen hatten auch seine Leute so auf die Hunde eingehauen, daß sie zu fliehen begannen und ihre Wuth nur in Bellen ausließen. Klein John hielt sich so wacker, daß der Hundepater, seinen Muth und seine Gewandtheit bewundernd, ihn fragte, wer er sei. Er antwortete ihm: »Ich will dir die Wahrheit sagen, und nicht lügen; ich bin der, welcher Klein John genannt wird, und gehöre zu Robin Hood, der diesen Tag mit dir fünf Stunden lang gefochten

hat, und wenn du dich ihm nicht unterwerfen willst, soll dich dieser Bogen schon niederlegen.« Da der Pater sah, wie sehr sie ihm überlegen waren, und daß mit so Vielen auf einmal auszukommen unmöglich war, ging er zu Robin Hood hin, um sich mit ihm zu vergleichen. Die Artikel des Vertrags waren folgende: Daß der Pater Fountaindale, so wie Fountain-Abtei verlassen und mit Robin Hood an seinem Aufenthaltsorte, nicht weit von Nottingham, leben sollte; dort sollte er für Messesingen jeden Sonntag das Jahr hindurch einen Nobel, und für Messesingen an jedem Feiertage ein neues Kleid bekommen. Der Pater war mit diesen Bedingungen zufrieden und nahm den Vergleich an, und wurde so durch Robin Hood's und seiner Schützen Muth zuletzt sich zu unterwerfen gezwungen, nachdem er Fountaindale sieben lange Jahre behauptet und alle Gewalt hier herum ihn nicht auf seine Knie zu bringen vermocht hatte.

Der edle Fischermann,
oder
Robin Hood's Erhebung.

Wie er einen Preis zur See gewann und die eine Hälfte davon seiner Dienstherrin, die andre zu frommen Gebrauch hergab.

Da Land und Stadt der Thaten Robin Hood's und seiner Gesellen voll waren, beschloß er, einige

Abenteuer zur See zu unternehmen, und zu versuchen, ob er zu Wasser so berühmt werden könnte, wie er es zu Lande war. Als er daher alle seine Bogenschützen zusammenberufen, theilte er ihnen seinen Entschluß mit; doch keiner von ihnen wollte ihm beistimmen, noch wollte irgend einer ihm in ein solches Abenteuer folgen. Klein John, auf den er doch am meisten Vertrauen setzte, und der an allen seinen Berathungen und an allen Gefahren Theil nahm, war durchaus dagegen, und sagte ihm, es sei Tollheit von ihm, an ein solches Abenteuer zu denken. So ging denn Robin Hood auf seine eigene Hand nach Scarborough, kleidete sich dort als Seemann, und ging dann zu eines Weibes Hause, dicht am Meeresufer, und bat dort um ein Unterkommen. Da die Hausfrau in ihm einen schlanken Burschen sah, fragte sie ihn, wie er heiße, und er antwortete: Simon über der See. — »Das ist ein guter Name,« sagte sie, »und wirst du, hoffe ich, ein guter Knecht werden. Willst du mir dienen, will ich dir Lohn geben, so gut, wie du vernünftigerweise nur immer verlangen kannst. Ich habe ein eignes Schiff, ein so gutes, als irgend eins auf dem Meere segelt, und sollst du an Nichts Mangel leiden.« Robin Hood war mit dem Dienste zufrieden und nahm Handgeld von ihr, und als am andern Morgen ein günstiger Wind blies, stieß das Schiff ins Meer, wo indeß Robin Hood lange

nicht gewesen war. Daher konnte er sich mit der See nicht gut vertragen, wurde sehr krank, und brach sich so oft, daß er dachte, er werde sich das Herz aus dem Leibe brechen. Ueberdies war er so ganz dienstunfähig, daß der Schiffer es tausendmal bereute, ihn mitgenommen zu haben, und jeder ihn den langen ungeschickten Lümmel nannte. Wenn Andre beim Fischen ihre Angelhaken in die See warfen, warf er nichts als die nackte Leine, ohne irgend einen Haken, noch einen Köder, hinein. Das und andre Dinge machten ihn so lächerlich, daß er sich tausendmal wieder in den Sherwoodwald und in den Plumpton-Park zurückwünschte. Endlich sah der Patron, daß ein Spanier Jagd auf ihn machte. Mit aller möglichen Eile wollte er entfliehen, doch vermochte er nicht, jenem im Segeln zuvorzukommen, und so hielten sie sich und alle ihre Güter für verloren. Da nun Robin Hood, der sich Simon über der See nannte, Alle verzweifeln sah, faßte er Vertrauen zu sich, und bat seinen Schiffspatron, ihm nur seinen Bogen und seine Pfeile zu geben, da wolle er mit ihnen Allen fertig werden. »Du, mit ihnen fertig werden?« sagte der Patron; »ich glaube, wir dulden im Schiffe das Unglück nur eines solchen Schlingels wegen, wie du bist.« Robin wurde über diese Worte böse, nahm aber doch seinen Bogen und seine Pfeile zur Hand, sprang auf das Verdeck, spannte den Bogen

aufs Aeußerste, und tödtete einen Spanier, und dann wieder einen und immer wieder einen. Als der Patron die Spanier so schnell ins Meer fallen sah, ermuthigte er seine Leute, und enterte das Schiff; und Robin Hood, oder Simon, benahm sich hier so mannhaft, daß sie besonders durch seine Tapferkeit sich des Schiffes bemächtigten, auf welchem sie zwölftausend Pfund erbeuteten. Die Hälfte dieses Geldes bestimmte Robin Hood seiner Dienstherrin und ihren Kindern, die andre seinen Schiffsgefährten. »Nein,« sagte der Patron, »so soll's nicht sein, Simon, denn ihr habt's mit euren eignen Händen gewonnen, und sollt's nun auch behalten.« — »Es soll aber so sein,« sagte Robin Hood, »wie ich gesagt habe; die Hälfte sollen meine Meisterin und ihre Kinder bekommen, und weil ihr meine Güte zurückweist, so soll von der andern Hälfte ein Hospital für die Armen erbaut werden.«

Robin Hood's Jagd,
oder
die fröhliche Reise Robin Hood's mit König Heinrich.

Auf seiner Rückreise zum Sherwood-Wald vollbrachte Robin Hood in Yorkshire eine sehr seltsame That. Ich kann nicht sagen, ob er von Wein oder Wuth erfüllt war, doch gewiß ist, daß es eine der

schlechtesten war, die er jemals that. Das kam zu des Königs Ohren, und dieser schwur, solche That solle ihm nicht ungestraft hingehen. Und weil sich die Sheriffs bisher immer beschwert hatten, daß sie ihn nicht zu fangen vermöchten, entschloß sich der König selbst, auf seine Verfolgung auszureiten. Als er daher mit königlichem Gefolge nach Nottingham kam, begab sich das ganze Land auf seine Seite. Robin Hood, der dies erfuhr, floh, auf den Rath Klein Johns, vom Sherwoodwald nach Yorkshire, und war nur Klein John bei ihm, sein Vetter Gammel, William Scarlock und zwei oder drei Andere. Auf die Nachricht, daß er nach Yorkshire geflohen, folgte ihm der König so eilig als er konnte, und wurden überall Steckbriefe und Ausrufungen angeordnet, ihn zu ergreifen. Als Robin Hood davon Kenntniß erhielt, floh er von Yorkshire nach Newcastle, und von da nach Berwick. Dort war er nicht lange, als ihm schon gesagt wurde, daß der König ihm hierher folge; da sah er sich nach Carlisle zu fliehen genöthigt, wo aber Klein John bekannt war; so, daß auch dort seines Bleibens nicht lange war; und so reiste er nach Lancaster, und von dort nach Chester, und als er auch hier entdeckt zu werden große Gefahr lief, hielt er für den einzigen Ausweg, nach London zu reiten. Als er hier Zutritt zur Königin erlangt hatte, erzählte er ihr, daß er erfahren habe, wie

der König mit ihm sprechen wolle, und sei er deshalb hergekommen, um zu erfahren, was Seine Majestät von ihm begehre. Die Königin sagte, sie wolle für ihn thun, was in ihrer Macht stände, und der König habe ihr bei seiner Abreise gesagt, wie er einen Zug unternehme, um ihn aufzusuchen. Nachdem er so sein Geschäft bei Hofe beendet, kam einige Tage nachher der König ihm nach, und erfuhr von der Königin, daß Robin Hood auf die Nachricht, daß Seine Majestät mit ihm sprechen wolle, hier gewesen sei, um mit ihm zu reden. »'S ist ein pfiffiger Schelm,« sagte der König. Da fiel die Königin auf ihre Knie nieder, und bat ihn, daß er ihr, zum Willkommen, doch dieses einzige Mal noch das Leben des armen Vogelfreien geben möchte. Der König willigte ein, und nun entließ Robin Hood alle seine bösen Gesellen, ergab sich selbst einer rechtlichen Lebensweise, machte ein stattliches Haus, und erwarb sich im ganzen Lande die Liebe der Reichen und die Gebete der Armen.

Anhang.

Das Leben Robin Hood's.

(Nach dem Sloane-Manuscript.)

Robin Hood war zu Lockesley in Yorkshire, oder nach Andern, in Nottinghamshire, in den Tagen Heinrichs des Zweiten, ums Jahr 1160 geboren, und lebte bis zu dem letzten Ende Richards des Ersten. Er war von edler Herkunft, doch so verschwenderisch, daß er sein Erbe verlor oder verkaufte, und Schulden halber für vogelfrei erklärt wurde. Viele tapfre Burschen gleichen Sinnes stießen dann zu ihm, unter denen der sogenannte Klein John der Vorzüglichste oder der Nächste zu ihm war. Sie hausten durch den Barnsdale-Wald, Clompton-Park und ähnliche Orte, und waren hauptsächlich Bogenschützen, und übertrafen darin alle Männer des Landes, wiewohl sie bei erforderlichen Gelegenheiten auch andre Waffen führten. Eine seiner ersten Thaten war, daß er, als er einst im Walde ging und einen sehr großen und starken Bogen bei sich führte, gewissen Waldhütern oder Forstleuten begegnete, die darüber mit ihm in Streit

geriethen, daß sie sagten, er thäte, als könne er einen Bogen führen, mit dem doch kein Mensch zu schießen im Stande wäre. Darauf antwortete Robin, er hätte in Lockesley noch zwei weit größere, und diesen trüge er nur als Vogelbogen bei sich. Zuletzt wurde der Streit so heiß, daß man eine Wette um das Tödten eines Hirsches in großer Entfernung einging. Robin setzte für die Ausführung seinen Kopf gegen eine Summe Geldes ein. Den Vortheil dieses unvorsichtigen Ausspruchs einsehend, gingen die Andern ihn augenblicklich ein, und steckten dann das Ziel ab. Einer von ihnen, um sein Herz schwindeln und seine Hand zittern zu machen, drohte ihm, als er eben im Begriff zu schießen war, daß er, wenn er das Ziel verfehlte, seinen Kopf verlieren müßte. Dennoch tödtete Robin den Hirsch, und gab Jedermann sein Geld wieder, außer dem, der ihm in dem Augenblicke, wo er schießen sollte, gedroht hatte. Dann sagte er, sie wollten mit einander trinken, und da wurden die Andern zornig, und vom Zank kamen sie mit ihm zum Gefecht. Doch Robin wurde ihrer im Schießen Herr, tödtete sie, und flüchtete sich dann in die Wälder, wo er vom Raube lebte. Seine Bande brachte er auf anderthalb hundert Mann, und wurden diese entweder zu diesen Zeiten begünstigt, oder was es sonst war, kurz, sie wurden für unbesiegbar gehalten. Wo er nur immer von Einem

hörte, der ungewöhnlich stark oder kühn war, da suchte er in irgend einer Verkleidung, selbst als Bettler, mit ihm bekannt zu werden; und wenn er ihn im Kampf erprobt hatte, ließ er nicht eher von ihm ab, bis es ihm glückte, ihn zu seiner Lebensweise zu bewegen. Auf solche Weise bewirkte er, daß der Flurschütz von Wakefield einer von seinen Gesellen wurde, so wie ein Pater, mit Namen Muchel, wiewohl Einige sagen, daß er ein geistlicher Mann anderer Art gewesen sei, denn damals war der Orden der Klosterbrüder noch nicht entstanden. Den Scarlock bewog er dazu bei folgender Gelegenheit. Er begegnete ihm eines Tages, als er allein und wie ein verlorner Mann dahin wanderte, weil ihm ein Mädchen, das er liebte, mit Gewalt von ihren Freunden entrissen, und einem Andern, der alt und reich, gegeben worden war. Als Robin erfuhr, wann der Hochzeitstag sein sollte, kam er als ein Bettler in die Kirche, und da er seine Gesellen nicht weit davon hatte, die herbeikamen, sobald sie ihn auf seinem Horne blasen hörten, entriß er die Braut mit Gewalt aus dessen Händen, der sie eben heirathen sollte, und zwang den Priester, sie und Scarlock mit einander zu trauen. Unter Andern war ihm Sir Richard Lee, ein Ritter aus Lancashire, Lord von .... castle, und zwar auf folgende Weise sehr befreundet geworden. Wiewohl Robin und seine Leute vom

Stehlen und Rauben lebten, war er doch der Religion sehr zugethan, und nicht ohne Aberglauben. Nach Aller Sagen ehrte er besonders die Jungfrau Maria, so daß, wenn Jemand um ihretwillen ihn um etwas bat, er es gewährte, sobald er es zu thun vermochte. Auch duldete er durchaus nicht, daß ein ihm Angehöriger Weibern oder armen Leuten Gewalt anthat, oder irgend eine Ehe störte. Alle ihre Anschläge waren hauptsächlich gegen feiste Prälaten und geistliche Leute und Klöster gerichtet, und lobt ihn Johannes Mayor als den Fürsten aller Diebe und Räuber. Einmal traf es sich nun, daß er Klein John, Scarlock und Muchel auf die Straße ausschickte, um nach einiger Beute zu spähen. Sie waren gewohnt, wenn irgend ein Wanderer in ihre Hände fiel, diesen in den Wald zu ihren Wohnungen zu führen, gleichsam um ihn dort bewirthen zu wollen; aber wenn er gegessen hatte, mußte er theuer dafür bezahlen, indem sie ihm das, was er mit sich führte, abnahmen. So thaten sie auch Sir Richard Lee, und führten ihn zu ihrem Meister, der ihn bewirthete mit dem Besten, was sie hatten; und als Sir Richard seine Schuld bloß mit Dank bezahlen wollte, sagte ihm Robin, es sei nicht seine Manier, irgendwo zu speisen, ohne für die Zehrung zu bezahlen; ein Gleiches erwarte er daher auch von Andern, ehe sie fortgingen, und sei es nicht anständig, nach seiner Meinung, so et-

was zu verweigern. Der Ritter sagte ihm, er habe nur zehn Schilling bei sich, und fügte hinzu, wie er Ausgaben in Blyth und Doncastre zu machen habe, wo es ihm, wenn er nichts hätte, übel ergehen würde; und verspreche er nur, daß er bei gelegner Zeit, wenn es ihm möglich sein würde, ihm seine Höflichkeit mit gleicher vergelten wollte. Doch Robin beruhigte sich damit nicht, sondern ließ ihn durchsuchen, fand aber nicht mehr, als der Ritter ihm gesagt hatte. Deshalb lobte er sein aufrichtiges Verfahren, und erkundigte sich weiter nach der Ursache seiner Traurigkeit und Armuth. Der Ritter setzte ihm seine Lage und seine ganzen Familien-Verhältnisse auseinander, und erzählte ihm, wie sein Sohn und Erbe mit einem Ritter in Lancashire in Streit gerathen wäre und ihn auf dem Felde erschlagen habe; dieserhalb und einiger andern ähnlichen Dinge wegen, sei derselbe in Gefahr, sein Leben zu verlieren, und um ihm seine Befreiung zu verschaffen, habe er große Ausgaben machen und sogar neulich sein Schloß und seine Habe dem Abt von St. Mary, bei York, für 400 Pfund versetzen müssen, aber der Oberrichter spiele mit dem Abt unter einer Decke, und habe sich mit demselben in diese Summe getheilt, so daß sein Sohn nun, da er aus Mangel an Geld ihn am bestimmten Tage nicht werde loskaufen können, sein Leben verlieren müsse, und er an aller Hülfe verzweifele. Robin hatte

mit seinem Unglück Mitleid, und gab ihm 400 Pfund von seiner frühern Beute, gegen Gelobung bei der Jungfrau, sie ihm nach zwölf Monaten wiederzuzahlen. Ferner versahen sie ihn mit einem Kleide, da seines ganz abgetragen war, und befreiten ihn daher auch von der Scham, die ihn in Kurzen über das Meer nach Jerusalem getrieben hätte, um dort den Rest seines Lebens als trauriger Pilgrim hinzubringen. Doch da ihm jetzt so geholfen war, begab er sich gerade am festgesetzten Tage zum Abte, den er beschäftigt fand, mit den Vornehmsten der Grafschaft sich über die dem Ritter abgenommenen Ländereien zu berechnen; um nun ihr Mitleid zu erproben, stellte sich dieser, als ob ihm Geld fehle, die Schuld zu bezahlen; als er aber kein Zeichen von Erbarmen sah, übergab er ihm das Geld, und gewann sein Land wieder, und bot es dem Abt zur Pacht an. Und ehe die zwölf Monate abgelaufen waren, verschaffte sich Sir Richard die 400 Pfund und hundert Bündel guter Pfeile, die er Robin Hood schenken wollte; und als er unterwegs Leute traf, die um einen gesetzten Preis mit einander rangen, stand er still, um den Ausgang abzuwarten, und bemerkte, daß der Sieger, seines ärmlichen Aussehens halber, und weil er ohne Beistand war, von den Besiegten verhöhnt und beleidiget wurde; da nahm er sich seiner an, und befreiete ihn, und gab ihm beim Scheiden fünf Mark.

Jetzt trug es sich zu, daß nahe bei Nottingham die berühmtesten Bogenschützen einen Tag festgesetzt hatten, um gegen eine große Wette zu schießen, und hatte der Sheriff selbst dies Spiel mit anzusehen beschlossen. Nun war dieser Sheriff ein großer Feind Robin Hood's und seiner Gesellen, und diese wiederum nicht weniger auf ihn erbittert. Deshalb wurde Klein John verkleidet abgeschickt, um unter ihnen zu schießen. Dieser that sich dabei so hervor, daß der Sheriff ihn für den besten Schützen erklärte und ihn mit Gewalt zu seinem Diener haben wollte. Klein John ging also unter dem Namen Raynold Grünblatt mit nach seinem Hause, und gab vor, er wäre in Holderneß geboren. Nun nahm Klein John alle Vortheile wahr, seinem neuen Herrn allerlei Schaden zuzufügen, und da er erfuhr, wo derselbe zu jagen pflegte, sorgte er, daß sein Herr, Robin Hood, mit seinen Gesellen da herum in Bereitschaft war. Als nun eines Tages der Sheriff mit allen seinen Leuten auf die Jagd ging, blieb Klein John absichtlich zurück, und legte sich zu Bett, als wenn er krank wäre, stand aber bald wieder auf, forderte vom Verwalter etwas zu essen, und da dieser mit beschimpfenden Worten ihm bis zur Rückkehr seines Herrn Speise verweigerte, schlug ihn Klein John nieder und begab sich in die Speisekammer. Der Koch war aber ein kräftiger Geselle, und focht lange mit ihm; endlich jedoch

kam er mit ihm überein, ihm in den Wald zu folgen. Da plünderten die Beiden das ganze Haus, nahmen alle Schätze und besten Sachen des Sheriffs weg, und schafften Alles zu Robin Hood. Darauf begab sich Klein John zum Sheriff, der in der Lust des Jagens sich nichts vermuthete, sondern ihn für einen aus seiner Gesellschaft hielt; und Klein John sagte ihm, er habe das prächtigste Hirschrudel im ganzen Walde nicht sieben Stiege weit gesehen, und könne er ihn obendrein noch zu einer Gesellschaft bringen. Der Sheriff, froh, das Seltsame zu hören, ging mit ihm, bis sie zu Robin Hood und seinen Gesellen kamen, die ihn zu ihren Wohnungen führten, und ihn auf seinem eignen Silber-Geschirre und andern Sachen, welche Klein John und der Koch weggeschafft hatten, bewirtheten. In der Nacht ließen sie ihn sich, auf ihre eigne Weise, in einen grünen Mantel gehüllt, hinlegen, und schickten ihn am folgenden Tage fort, nachdem sie ihm einen Eid abgenommen hatten, sie nie zu verfolgen, sondern ihnen, so gut er könnte, zu dienen. Doch hielt sich der Sheriff an den Eid nicht mehr, als es ihm tauglich schien. Nachher wurden Klein John, Scarlock und Andre ausgeschickt, mit der Weisung, wenn sie armen Leuten begegneten, sie mit einigen von ihren Habseligkeiten zu unterstützen, wenn reichen, zu handeln, wie es die Gelegenheit mit sich brächte. So stießen sie

auf dem Wege, nahe bei Barnsdale, auf zwei Benedictiner-Mönche, auf guten Pferden, und von funfzig Leuten begleitet. Da nun Robin Hood, ihr Herr, unsre H. Jungfrau sehr verehrte, so pflegten sie, wenn irgend eine Beute in ihre Hände kam, stets zu sagen, daß unsre Jungfrau dieselbe abgeschickt hätte. Als daher Klein John die Gesellschaft erblickte, ermunterte er seine Gesellen, indem er lustigen Muthes sich dieser Redensart bediente, ihnen entgegen zu gehen, und als sie zu den Mönchen kamen, sagte er ihnen, daß, wiewohl sie nur Drei wären, sie doch nicht zu ihrem Herrn zurückkehren dürften, wenn sie ihm nicht Tischgesellschaft mitbrächten. Und als die Mönche zauderten, bat Klein John sehr ehrerbietig, seinen Herrn nicht zu lange warten zu lassen. Darauf fragte ihn einer von den Mönchen nach dessen Namen, und Klein John sagte ihm, es wäre Robin Hood. Der Mönch antwortete ihm zornig, das sei ein heilloser Dieb, von dem er nie etwas Gutes gehört habe. Klein John erwiederte in demselben Tone, das sei Verleumdung, er sei ein Waldschütz, und bat ihn nochmals zum Essen. So kam's von Worten zu Schlägen, und da tödteten sie alle, bis auf einen oder zwei, die sie mit Gewalt zu ihrem Herrn führten. Dieser grüßte sie demüthig, doch der Mönch war hochmüthig, und erwiederte ihm nicht Gleiches. Da blies Robin sein Horn, und als seine Gesellen

herbeigekommen, gingen sie alle zu Tische. Nachher fragte Robin den Mönch, von welcher Abtei er wäre, worauf ihm dieser antwortete, von St. Marien-Abtei. Nun war das dieselbe, deren Abte der Ritter die 400 Pfund schuldig war, die ihm Robin zur Wiedereinlösung seiner Ländereien borgte. Als das Robin erfuhr, scherzte er, er wundere sich, daß die heil. Jungfrau ihm seine Bezahlung noch nicht geschickt habe, für die sie zwischen einem Ritter und ihm Bürge sei. »Sorgt nicht, Herr,« sagte Klein John, »ich möchte schwören, daß der Mönch sie mitgebracht hat; denn er ist aus ihrer Abtei.« So forderte Robin Wein, und trank ihm zu, und bat ihn, er möchte ihn doch sehen lassen, ob er ihm das Geld gebracht habe. Der Mönch schwur, er habe von solchem Vertrage nie etwas gehört; doch Robin sagte ihm, er möge nicht leugnen, daß Christus und seine Mutter gerecht seien, und da er sich selbst für einen täglichen Diener und Boten derselben ausgebe, müsse er das Geld durchaus haben, und danke er ihm, daß er an diesem Tage gekommen sei. Da der Mönch fortwährend leugnete, fragte ihn Robin, wie viel Geld er bei sich habe? »Bloß zwanzig Mark,« sagte der Mönch. Da sagte Robin, wenn wir mehr finden, wollen wir es als eine Sendung unsrer Jungfrau annehmen, doch von deinem eignen Gelde wollen wir nichts. So ließ er Klein John sein Gepäck durch-

suchen, und dieser fand gegen 800 Pfund, brachte sie seinem Herrn, und sagte: »Siehe, unsre Frau hat ihre Bezahlung verdoppelt.« — »Sagte ich dir nicht, Mönch,« bemerkte Robin Hood, »daß man sich auf sie verlassen könne?« Da forderte er wieder Wein, und trank dem Mönche zu, und bat ihn, er möge ihn Unsrer Frau empfehlen, und wenn sie Robin Hood's bedürfe, solle sie ihn für eine solche freigebige Bezahlung stets dankbar finden. Darauf durchsuchten sie die Ladung eines andern Pferdes; worauf der Mönch zu ihm sagte, es wäre doch wahrlich nicht höflich, einen Mann zu Mittag zu bitten, und ihn zu schlagen und zu binden. »Oho, wir denken, nur ein wenig übrig zu lassen,« sagte Robin. Da machte der Mönch schnell, daß er fortkam, und sagte, er würde nicht theurer in Blyth oder Doncastre gespeist haben. Und Robin rief ihm, als er ging, nach, und bat ihn, seinen Abt und das ganze Kloster von ihm zu grüßen, und wünschte, er möchte ihm doch alle Tage einen solchen Mönch zum Mittagbrote schicken. Kurz darauf kam der Ritter, um seinen Tag einzuhalten, und nach den gegenseitigen Grüßen war er im Begriff, ihm sein Geld zu bezahlen, und außerdem noch zwanzig Mark für seine Gefälligkeit; aber Robin gab es ihm zurück, und erzählte ihm, wie Unsre Frau es ihm und mehr aus des Abts Kasse geschickt habe, und es eine Schande für ihn sein

würde, sich zweimal bezahlen zu lassen. Doch die Bogen und Pfeile nahm er an, und gab ihm beim Abschiede die andern 400 Pfund dafür. Nun setzte der Sheriff von Nottingham, um Robin Hood hervorzulocken, einen Tag zum Wettschuß um einen silbernen Bogen öffentlich fest, und Robin erschien verwegen mit seinem ganzen Gefolge dabei, doch ließ er nur sechs von seinen Gesellen mitschießen, und die Uebrigen seinem Winke bereit stehen. So schossen Klein John, Muchel, Scarlock, Gilbert und Reinhold und Er. Doch Robin gewann von Allen den Preis. Deshalb fingen der Sheriff und sein Gefolge einen Streit an, und kamen mit ihm zum Gefecht, bis Robin und seine Gesellen des Sheriffs Gefolge im Kampfe größtentheils vernichteten. Klein John aber war mit einem Pfeile am Knie sehr verwundet, und da er zu gehen nicht im Stande, bat er seinen Herrn, ihn zu tödten, und nicht zu dulden, daß er in des Sheriffs Hände falle. Doch dieser mochte ihn um ganz England nicht verlieren, weshalb Muchel angewiesen wurde, ihn auf seinem Rücken wegzutragen, und mit vieler Mühe und nach öfterm Ausruhen brachte ihn dieser auf Sir Richard Lee's Schloß. Dort erschien, nach dem Kampfe, auch Robin selbst mit seinen übrigen Gesellen, wurde freundlich empfangen und gegen den Sheriff beschützt, der nun das Land aufbot, und das Schloßbel agerte, welches sich aber durch-

aus nicht ergeben wollte, als nach des Königs Willen. Dann ging der Sheriff nach London, und unterrichtete den König von allen Umständen. Dieser beauftragte den Sheriff, zurückzugehen, und eine bewaffnete Macht in der Gegend auszuheben, und sagte ihm, er würde selber nach vierzehn Tagen in Nottingham sein, um die Sache zu beseitigen. Mittlerweile war Klein Johns Wunde geheilt, und alle gingen darauf wieder in den Wald. Als der Sheriff davon hörte, war er sehr zufrieden, und versuchte nun auf alle Weise, des Ritters Sir Richard Lee, weil er sie beschützt hatte, habhaft zu werden, und da er seine Zeit absah, überfiel er ihn mit einer Macht auf einer Falkenjagd, und brachte ihn ins Gefängniß nach Nottingham, um ihn zu hängen. Deshalb ritt des Ritters Gattin in aller Eile zu Robin, und unterrichtete ihn von ihres Herrn Unfall. Dieser verfolgte in großer Hast den Sheriff, überfiel ihn in Nottingham, und tödtete ihn mit einem Pfeile, und ...... nachdem er ihn gefragt, was er für Botschaft vom König gebracht habe, und ihm den Bruch seines ihm früher im Walde geleisteten Eides vorgeworfen hatte. Darauf gingen sie in des Sheriffs Haus und erlösten ihn (den Ritter) aus seinen Fesseln, versahen ihn mit Waffen, nahmen ihn mit sich zum Walde, und überlegten, wie sie sich die Begnadigung des Königs verschaffen könnten, der gleich darauf mit großem Gefolge nach

Nottingham kam, und, nachdem er diese Dinge erfahren, den Ritter lebendig in seine Hände zu bekommen wünschte, und deshalb alle Wälder in Lancashire bewachen ließ. Als er aber zum Plouton-Park kam, und hier alle Hirsche getödtet fand, ward er außerordentlich zornig, und suchte auch Robin zu fahen, und ließ eine Bekanntmachung ergehen, wer ihm Sir Richard Lee's Kopf bringe, solle alle dessen Ländereien bekommen. So stand der König bei Nottingham ein halbes Jahr, und konnte von Robin nichts erfahren, bis er von der harten Weise, auf die er mit geistlichen Leuten verfuhr, hörte. Da zog der König selbst ein Mönchskleid an, und ging mit einem kleinen Gefolge als ein Reisender den Weg, wo er Robin Hood anzutreffen gedachte. Als Robin ihn auf seinem Hengste entdeckte, ergriff er des Königs Pferd, und stellte sich, als hielt er ihn für einen Abt, und begann, ihn um eine Gabe zu ersuchen. Doch der König entschuldigte sich, und sagte, er habe in Nottingham vierzehn Tage lang große Ausgaben gehabt, und nur noch vierzig Pfund bei sich. So nahm diese Robin, und nachdem er seinen Leuten davon gegeben hatte, gab er auch dem König einen Theil wiederum zurück, was der König gut aufzunehmen schien, sodann das große königliche Siegel hervorzog, und ihm sagte, wie der König ihn grüßen und ihn auffordern ließe, nach Nottingham zu kommen.

Darauf kniete Robin nieder und dankte dem Abte, denn er stellte sich, als könne er ihn für nichts anders halten, daß er eine solche Botschaft von dem überbrachte, den er am meisten unter allen Menschen liebte, und lud ihn ein, zu einiger Belohnung für seine Mühe, bei ihm speisen zu kommen. Nachdem sie nun so zu seinem Wohnplatze gebracht worden, blies Robin in sein Horn, da kamen alle seine Leute auf einen Haufen gehorsamlich zu ihrem Herrn herbei. Da Robin des Königs Verwunderung merkte, bediente er ihn selbst mit seinen besten Leuten, um ihn, wie er sagte, in des Königs Namen zu bewillkommen. Dann erzählte er ihm seinen Lebenslauf, und zeigte seine Geschicklichkeit im Schießen, damit er den König davon unterrichte, und schlug ihm beim Schießen diese Strafe vor, daß wenn einer den Kranz treffe, der Abt ihm eine tüchtige Ohrfeige geben sollte. Absichtlich fehlte er sodann selbst, und wollte, als der Abt sich zu schlagen weigerte, weil es nicht für seinen Orden passe, nicht abstehen, bis ihn jener so derb schlug, daß er zu Boden fiel. Dafür lobte ihn Robin, schlug aber nachher seine Leute selbst, als sie fehlten. Als Robin den übrigen entdeckt hatte, daß es der König wäre, fiel er mit Sir Richard und seinen Leuten zusammen auf die Knie nieder, und baten um Gnade. Der König bewilligte sie, doch unter der Bedingung, daß er bei ihm am Hofe bliebe. So

kleidete Robin den König und sein Gefolge in Mäntel von Lincolngreen, und ging mit ihm nach Nottingham, und der König schien so einer der Vogelfreien zu sein, und dort schossen sie mit dem König um Maulschellen, wobei der König von Robin manchen Klapps bekam, und das Volk lief, in der Meinung, sie würden von Robin und seinen Gesellen alle vernichtet werden, fort, bis der König sich zu erkennen gab, und sie beruhigte; und dann war ein Jeder fröhlich, und war das ein Fest für das ganze Volk. Sir Richard Lee erhielt seine Länder wieder, wofür Robin Hood dem König sehr dankte. Dann wohnte Robin ein Jahr lang am Hofe, bis ihm durch thörichtes Verschwenden nichts mehr zu seinem und seiner Leute Unterhalt übrig blieb, und deshalb sich Alle, außer Klein John und Scarlock, von ihm getrennt hatten. Und als er einst junge Leute schießen sah, gedachte er, wie ihm seine alten Uebungen so fremd geworden waren; darüber grämte er sich sehr, und überlegte, wie er wohl wieder wegkommen könnte. Deshalb entschloß er sich, zum König zu sagen, wie er in Barnsdale eine Kapelle der Maria Magdalena errichtet habe, und durch Träume für diese sehr in Sorge gebracht worden wäre; weshalb er um Erlaubniß bäte, eine Wallfahrt barfuß dorthin anzutreten. Da gab ihm der König zur Hin- und Herreise eine Woche Urlaub. Doch als Robin dorthin gekommen war, versam-

melte er seine alten Gesellen, und kehrte nicht wieder an den Hof zurück. Nach dieser Zeit setzte er seine vorige Lebensweise ungefähr noch zwanzig Jahre fort, bis er, erschöpft von Schwäche und Alter, große Pein in seinen Gliedern hatte, da sein Blut verdorben war. Um daher durch Aderlassen von seiner Pein befreit zu werden, ging er zu der Priorin von Kyrkesly, welche Einige für seine Tante halten, einer in Arznei- und Wundarzneikunst sehr geschickten Frau. Da sie erfuhr, er sei Robin Hood, und bedenkend, was dieser für ein grausamer Feind geistlicher Leute sei, nahm sie für ihr eignes Haus und für alle Andre Rache an ihm, und ließ ihn zu Tode bluten. Darauf begrub sie ihn unter einem großen Steine an der Heerstraße. Man sagt auch, ein gewisser Sir Roger von Doncastre, der Robin wegen einer Beleidigung grollte, habe die Priorin, mit der er sehr vertraut gewesen, vermocht, ihn auf solche Weise aus dem Wege zu räumen. Darauf waren seine Gesellen bald zerstreut. Der Ort von Klein Johns Grabe ist deshalb sehr berühmt, daß er vortreffliche Wetzsteine liefert.

Um das Interesse an diesem merkwürdigen Manuscript für manche Leser zu mehren, schreiben wir ein paar Stellen des Textes ab:

So ye kyng stayed about Notinghā halfe a yeare, & could not heare of Robyn tyl being advysed what a hard hād he bare against religio' ꝑsens etc.

Robyn discovẽd howe he ꝑceyved it was the kyng, & to geyther wth Sr Richard & his mē, kneeled downe & asked forgiuenes, wch the kyng graūted, vpō cōdicōn he would be fore him at ye court, so Robyn arayed the kyng & his cōpāy in mantels of lyncolne greene, & wēt wth thē to Notinghā etc.

Inhalt des ersten Bändchens.

Nachtrag zu der Sage
vom
Zauberer Virgil.

Durch die Güte des Herrn Professors Valentin Schmidt, des geistreichen Verf. der Beiträge zur Geschichte der Romantischen Poesie (Berl. 1818), sind wir in Stand gesetzt worden, den Lesern noch einen bedeutenden Nachtrag zu der Sage vom Virgil geben zu können, der Herrn Schmidt selbst zur Zeit der Abfassung seines Werkes unbekannt gewesen. Es ist die Mantuanische Volkssage vom Virgil, die sich in Muratori's Antiq. Italic. medii aevi, Tom. V, und zwar in dem Gedichte des Bonamente Aliprando findet. Wir geben davon Proben und einen kurzen Auszug. Das Gedicht selbst hat den Titel: »Aliprandina osia Chronica della città di Mantova di Buonamente Aliprando, cittadino Mantuano,« und die Sage vom

Virgil beginnt im IIIten Kap. (Di Virgilio Mantovano, gran Poeta, dalla sua natività fino alla morte) also:

Mantova un suo Cittadino avia,
Per dritto nome Figulo chiamato.
Ricco e pieno tra gli altri si tenia.
Era in natural molto riputato.
La donna sua *Maja* si chiamava,
Ch'era nata da un uomo scienzato.
Una notte la donna se sognava,
Che fuor del corpo suo producia
Un ramo Lauro, che fior si portava.
E quello ramo poi pomi facia
E una verga le parea di vedire,
Che fiore e frutto assai si se avia.
Questa donna pur si volea sapire,
Quel, che questo suo sogno le indicava
Innanzi che venisse al partorire.
Un Astrologo grande domandava,
Che 'l suo sogno le dovesse spianare,
E quello a lei molto la confortava.
Dicea: »voi vi dovete confortare
Di questo sogno: che vi so bendire,
Che voi v'avete molto a rallegrare.
Un figlio maschio avete a partorire.
Sarà saggio, e di scienza ben' imbuto.
Non si troverà simil' al ver dire.
E perche'l sogno vostro sia compiuto,
Per segno della *verga* de li fiori
Virgilio per suo nome sia mettuto« u. s. w.

Er wird dann in die Schule geschickt, und

Nella scola si fù pronominato
Per la *testa grossa*, che lui avia
Da Scolari *Marone* era chiamato.

Von seinem Aussehn heißt es: Er war

Grande di persona, livido colore,
La faccia quasi a rustican frasia.

Hierauf wird erzählt, daß er 11 Bücher gemacht habe, die folgender Weise benannt und aufgeführt werden:

Bucolica e Georgica, Eneidese,
Ancor Moretum libro si comprese,
Con fabulazion d'Egitto ancore,
Aethnam et Culicem ancor distese;
Priapeja e *Catalecton* di valore,
Epigrammata ancor compiloe,
Coppam et Divas gli fa grande onore.

Er studiert dann Medizin, und zwar in Mailand und Cremona, worauf er nach Griechenland, besonders nach Athen, und dann nach Mantua wieder zurückgeht. Unterdeß hat Octavian den Antonius besiegt, und will die Güter der Mantuaner, die ihm feindlich gewesen sind, einziehen und seinen Anhängern geben. Die Güter Virgils fallen so dem Centurio Anio anheim. Virgil begiebt sich nach Rom, um von dem Kaiser die Güter wieder zu erlangen. Er kommt eben an, als der Kaiser den andern Morgen ausreiten will. Es donnert und regnet in der Nacht sehr; Virgil macht darum das Distichon:

Nocte pluit tota, redeunt spectacula mane;
Divisum Imperium cum Jove, Caesar, Nabes;

19*

und legt sie in der Abwesenheit des Kaisers auf dessen Pult. August findet sie da, frägt nach dem Verfasser, worauf der Hofdichter Egeus die Unverschämtheit hat, sich die Ehre derselben zuzueignen.

Kap. IV. Als Virgil dies erfährt, schreibt er folgende andre Verse:

Hos ego composui Versus, tulit alter honorem
Sic vos non vobis
Sic vos non vobis
Sic vos non vobis
Sic vos non vobis

und legt sie wiederum an denselben Ort. — Der Kaiser will nun das Abgebrochne wissen, läßt den Egeus rufen, und trägt ihm auf, die Verse auszuschreiben. Egeus vermag es nicht. Virgil wird dem August genannt, und schreibt sie so aus:

Sic vos non vobis vellera fertis oves
Sic vos non vobis fertis aratra boves,
Sic vos non vobis mellificatis apes,
Sic vos non vobis nidificatis aves.

Kap. V. Virgil wird nun sehr geehrt, Egeus sehr beschämt, und Mäcenas, wie Pollio, interessiren sich für erstern so, daß er seine Güter zurückerhält. Bei seiner Rückkehr nach Rom prophezeit er das Erscheinen Christi, und zwar in den Bucolicis, in den Versen:

Jam redit et *Virgo*, redeunt Saturnia regna,
Jam nova progenies Coelo demittitur alto.

Kap. VI. Wird die Geschichte mit der römischen Dame beschrieben.

Kap. VII. Virgil's Rache; ganz so wie in der obigen Sage. Sein Spruch heißt wörtlich so:

Che se foco se devia ritrovare,
Convien, che'l Cavalier faccia venire
Sua figlia in piazza, e quella acconciare
In quattro pièa *cul scoperto* stia;
Chi vorra foco, al cul vada a impizzare.

Der Vater beschwert sich darüber aber zu sehr beim Kaiser, der sich den Virgil in den Kerker zu werfen genöthigt sieht.

Kap. VIII. Virgil befreit sich aus dem Gefängnisse, nebst allen seinen Mitgefangnen, mit Hülfe eines, durch Zauber bereiteten Schiffes, das sich in die Höhe hebt und alle durch die Luft davon trägt. In Puglia senkt sich das Schiff herab und verschwindet, worauf Virgil nach Neapel kommt. Octavian ist sehr betrübt, einen so geschickten Mann verloren zu haben. In Neapel kommt Virgil zur Hütte eines armen Mannes. Die Leute haben nichts zu essen; darauf läßt Virgil eine reife Weintraube herbeiholen, sie in ein Gefäß legen, Wasser darauf gießen, und macht Wein daraus. Er schickt darauf an Octavian's Hof, und läßt von der Tafel Fleisch und Hühner verschwinden. Der Kaiser merkt es, und sagt: »das hat Virgil geschehn lassen.«

Am Morgen schenkt er dem Bauer das Weingefäß, mit dem Spruche:

A questo non mancarà mai lo vino,
Ma se dentro voi mai ci guardate
Lo vascel non vi renderà piu vino!

Bald darauf wird er in Neapel erkannt und sehr geehrt.

Kap. IX. In Rom ist Milino, ein Schüler Virgil's, zurückgeblieben. Diesem befiehlt er, zu ihm zu kommen und sein Zauberbuch, das er dort gelassen, mitzubringen, jedoch solle er ja nicht drin lesen. Milino kann aber seiner Neugier nicht widerstehen*), öffnet das Buch, worauf sogleich eine Menge Geister kommen, die ihn fragen: che vuoi tu? che vuoi tu? Milino erschrickt bis zum Tode, und befiehlt ihnen in seiner Herzensangst, schnell den Weg bis nach Neapel mit Salz zu bestreuen, damit er beständig sauber sei. Die Geister gehorchen, und bestreuen ohne Zögern die Straße.

Nun übt Virgil in Neapel seine Negromantik, macht das Kastell dall' ovo, das man noch sieht, thut dann eine Fliege in ein Glas, damit keine andre Fliege mehr erscheine, und zaubert eine Fontaine, die beständig Oel giebt. Octavian läßt ihn darauf wieder nach Rom kommen, und ehrt ihn sehr. Darauf begiebt sich der Kaiser in den Asiatischen Krieg, und Virgil wieder nach Neapel. Als es einst dort sehr warm ist, geht er nach Brindisi, wo er, zur großen Betrübniß alles Volkes, plötzlich stirbt. Man begräbt ihn zu Neapel in der Via Puteolana, im 15ten Jahre nach der Geburt Jesu Christi.

---

*) Seltsam genug kehrt dieselbe Geschichte in der reinenglischen Sage vom Pater Bako (siehe 2tes Bändchen) bis auf den Namen des Schülers oder Dieners, der dort Miles heißt, wieder.

Uebrigens sagt Muratori, daß Aliprando unter Francisco Gonzaga, Markgrafen von Mantua, um das Jahr 1414 gelebt habe.

Von den Sortibus Virgilianis, von denen bereits die Rede war, ist noch nachzutragen, daß Brandand Ellis in seinen Popular Antiquities, vol. II, p. 626, erzählt, wie König Karl der 1ste von England namentlich den Virgil auf diese Weise aufgeschlagen, und in der Stelle sein Schicksal nur zu wahr prophezeit gefunden habe. Die gefundne Zeile war die der Aeneide, lib. IV. v. 615: At bello audacis etc. bis v. 620: mediaque inhumatus arena. Nach einer andern Erzählung, bei Chabrey, in seinem Manuscript on the Remains of Gentilism, wurde dies Orakel dem Kronprinzen, der über das Schicksal seines Vaters aufschlug.

Bei Roquefort, Etat de la poésie française, p. 258, findet sich noch folgende merkwürdige Stelle, die ebenfalls die Aufmerksamkeit der Leser verdient.

L'Abbé Lebeuf, heißt es im Vten Kap., (Dissert. tom. II. p. 65.) parlant des pièces profanes rimées, s'exprime ainsi: On trouve souvent dans les manuscrits de toutes les bibliothèques, des tragédies en rimes latines. Du Boulay fait mention de celle de Ste. Cathérine à l'an 1146; on peut voir ailleurs celles de l'abbaye de St. Benoit. Dans celle de St. Martine de Limoges, sous le roi Henri I, *Virgile* se trouve associé avec les prophètes, qui viennent à l'adoration du Messie nouveau-né, et il mêle sa voix avec la leur, pour chanter un long *Benedicamus* rimé, par le-

quel finit la pièce. — (Siehe Mercure français. Décembre 1729 u. Avril 1734.)

Vom heiligen Virgil endlich findet sich noch im Leben der Väter vom Jesuiten Bolland und seiner Nachfolger, im Stück für den fünften März (in der Fortsetzung I. p. 399., in der Antwerpener Ausgabe von Meursius 1668) eine Stelle, worin es heißt, daß derselbe im Jahr 588 Erzbischof von Arles (Arelate) gewesen sei; ihm wurden viele Wunder zugeschrieben; unter Andern sollte er Arles uneinnehmbar gemacht und Todte erweckt haben u. s. w.

Diese Nachträge sind solche, wie sie im obenerwähnten Werke Valent. Schmidts noch nicht enthalten waren, in einem Werke, in das sonst so mühsam Alles aufgenommen wurde. Der Raum unsrer Bücher erlaubt uns nur, auf das dort Enthaltne hinzudeuten, mit der Bemerkung, daß alles Geschichtliche, was dort vorgetragen wird, in unsrer Sage theils, theils in der Einleitung vorkommt, daß jedoch H. Schmidt noch mehrere, und zwar mehr Deutsche, wie »Ernst und Schimpf«, »Tharsander's Schauplatz vieler ungereimter Meinungen«, die »Ehebrecherbruck des Hans Sachs« (wo Virgilius, aus Verwechselung mit Merlin, dem König Arthur die pfeifende Brücke erbaut), als Gewährsmänner anführt.

Sp.
